

ABCteam

Baltische Träume

Eine
Kindheit
in Riga

Hans Brandenburg



Hans Brandenburg beschreibt in seinen Kindheitserinnerungen unwiederbringliche Vergangenheit. Es ist eine friedliche, fast heile Welt mit einigen Schrammen, die dem Kinde Fragen aufgeben, und der alte Erzähler versucht sie zu beantworten. Ein seltsames Inseldasein hält die deutschen Balten zusammen. Man pflegt deutsche Kultur, reist »ins Reich« und kommt mit Erinnerungsstücken aus Gips zurück, gründet private deutsche Schulen, freut sich in reger Geselligkeit und genießt den Sand und das Meer. Und doch liegt eine seltsame Fremdheit zwischen den Menschen. Über manches spricht man nicht, auch nicht mit Angehörigen. So bleibt es ungesagt. Wie ein Keim ist es, und die späteren Bücher Hans Brandenburgs zeigen, wie dann alles zur Entfaltung drängt. Da wird zu einem der großen Geschenke dieser Kindheit das Recht, Kind zu sein und Geduld zu lernen, wenn es auf Fragen, in die man hineinwächst, nicht gleich Antworten gibt.

Hans Brandenburg

Baltische Träume

Eine Kindheit in Riga



R. Brockhaus Verlag Wuppertal



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

Das ABCteam-Programm umfaßt:

- ABCteam-Taschenbücher
- ABCteam-Paperbacks mit den Sonderreihen:
Glauben und Denken (G + D) und Werkbücher (W)
- ABCteam-Jugendbücher (J)
- ABCteam-Geschenkbände

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Wuppertal / R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen / Bundes-Verlag Witten

Christliches Verlagshaus Stuttgart / Oncken Verlag Wuppertal

Schriftenmissions-Verlag Gladbeck

ABCteam-Bücher kann jede Buchhandlung besorgen.

© 1978 R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Umschlaggestaltung: Ralf Rudolph, Ratingen

Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel

ISBN 3-417-12625-8

Inhalt

I. Aus frühester Zeit	7
II. Ich komme zur Schule	36
III. Krieg und Revolution	53
IV. Ferienfreuden	75
V. Jahre der Reifung	85
VI. Im russischen Gymnasium	121

I. Aus frühester Zeit

»Kine, pech nich!«

»Eß Hanning, eß doch« – die lettische Kinderfrau konnte sich trotz aller Mahnungen meiner energischen Mutter kein fehlerfreies Deutsch angewöhnen. Mich störte dieser Schönheitsfehler wenig. Ich liebte sie heiß, die alte Christine. Nur zweimal täglich wurde unsere Freundschaft auf eine harte Probe gestellt: morgens und abends bei der notwendigen Wäsche. Das kalte Wasser wird mir wohl unsympathisch gewesen sein, und die Seife kam so leicht brennend in die Augen. Die gute Christine suchte mich durch einen Schwall von Reden vom Ernst der Situation abzulenken. Ich spürte den diplomatischen Zweck ihrer Wortoffensive und unterbrach sie unter Tränen:

»Kine, pech nich, Kine, pech nich!« (= Christine, sprich nicht!).

Wie oft mußte ich im späteren Leben ähnliche Situationen durchmachen und war dann versucht, dem Wortschwall anderer gegenüber ähnliche Seufzer aufsteigen zu lassen.

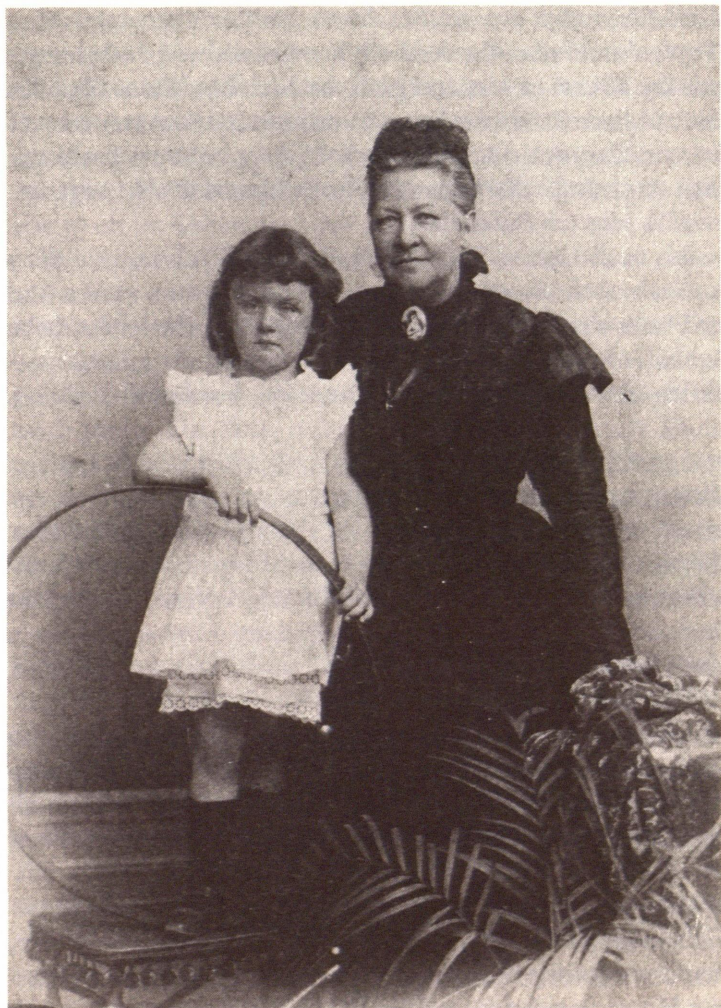
»Eß doch, Hanning« – ja, sie sitzt wahrhaftig neben mir, die alte »Kine«, und hält den Löffel mit Heidelbeersuppe vor meinen Mund, während meine Augen träumend in die Umgebung gehen. Ich sitze auf einem Stühlchen von Naturholz. Der Kindertisch ist mit schwarzem Wachstuch bezogen. Wir sitzen auf einer kleinen Veranda, nur zwei Stufen führen zum Garten, in dem blaue Lobelien, weißer Tabak und rote Petunien blühen. Feuersteine umrahmen die Blumenbeete. Das Haus hat offenbar noch eine andere, größere Veranda. Da sitzen die Großen und essen, ich höre sie mit den Messern klappern. – Das Bild verlischt. Es ist die erste Erinnerung meines Lebens. Ich kann erst zwei Jahre alt ge-

wesen sein, denn der nächste Sommer findet den Dreijährigen schon nicht mehr in Majorenhof am Rigaschen Strande, wo meine Großmutter ein Sommerhaus besaß. Meine Eltern verbrachten mit uns Kindern dort die Ferien.

Noch ein weiteres Bild jenes Sommers dämmert auf: Ich gehe an der Hand der Großmutter über die Straße, die nicht gepflastert ist und »Johmenstraße« heißt. Die Johme ist ein mooriger Sumpf, der sich parallel zur Meeresküste durch den Wald zieht. In diesen Wald sind die Strandorte hineingebaut. Der Sumpf aber spottet der Sandmengen, die in ihn hineingeworfen werden; er verschlingt sie in seinen hungrigen Schlund. Nur zu Beginn des Sommers ist die Straße einigermaßen passierbar, weil man frische Kiefernzweige auf den Fahrdamm wirft. Die Zweige duften kräftig nach Harz, und es knackt vernehmlich und gemütlich, wenn die federlosen Bauernwagen über sie dahinrattern. Das hört man morgens in der Frühe, wenn man noch in seinem Bett liegt, und dabei läßt es sich gut sinnen und nachdenken. An der Straßenecke aber, bei dem kleinen Blumenladen, sind feste Bretterbohlen über den Bahndamm gelegt. Sie sind ein wenig gewölbt, damit die Wagen darüberrollen können. Die Füße kleiner Leute freilich müssen schon etwas balancieren, weil man sonst in die schokoladenfarbene Johme plumpst. Ein furchtbarer Gedanke! Unwillkürlich greift die Hand fester zu, und man fühlt sich sicher unter der starken Leitung der Großmutter. Auch dieses Bild verlischt.

Noch zweimal scheint die Erinnerung an diesen Sommer wieder aufzuleuchten: Wir stehen vor einem Stallgebäude, und zwei Pferde werden herausgeführt, ein Apfelschimmel und ein Fuchs. Ich betrachte sie bewundernd, obgleich – oder vielleicht auch weil – sie auf Rädern sind. Bald bin ich groß, dann darf ich auf ihnen reiten und mit ihnen spielen, wie die beiden Großen.

Ja, ich habe noch zwei große Geschwister, aber diese sind schon sehr groß: Else ist neun und Fritz ist sieben Jahre alt.



Als Zweijähriger mit der Großmutter. 1897

Und Else trägt ein weißes Musselinkleidchen mit roten Tupfen und Fritz eine dunkelblaue Leinenhose und eine gestreifte Bluse. Ja, sie sind groß, und ich bin klein. Und das letzte Momentbild der Erinnerung an jenen Sommer zeigt es ja, wie klein ich noch bin: Onkel Georg hebt mich auf seinen Arm und schwingt mich hoch hinauf. Dabei sagt er:

»Du bist ein Balabóß!«

Ich muß lachen. Das Schwingen ist so schön, und dazu soll ich noch ein »Balabóß« sein. Ich fühle zum ersten Mal so etwas wie Stolz. Was das Wort »Balabóß« bedeutet, habe ich allerdings nie ergründen können. Es ist aber damals gefallen und blieb in meiner Erinnerung fest haften.

Begegnung mit dem Schmerz

Die nächsten Sommer wohnten wir einige Kilometer östlicher am Strande – in Bilderlingshof. Was ich aus diesem Jahr berichten kann, sind nur schmerzhaft Eindrücke, die ja stets besser haften.

Der Kampf ums Dasein beginnt.

Ich sehe, wie sich alle an der Gartenpforte drängen, ich höre etwas von Braut und Hochzeit. Und in der Nähe erklingt die Glocke der Strandkapelle. Kutschen fahren die staubige Straße entlang, bewundernde Ausrufe machen mich neugierig, ich dränge mich hinzu und rufe:

»Bitte, bitte!«

Niemand hört auf mich, selbst Olga, die russische Bonne, hat ihren Schützling vergessen. Ich gebrauche das wirksamste Mittel zum Erfolg: ich brülle! Und das hilft. Ich höre tröstende Worte, fühle hilfreiche Hände, die mich in die Höhe halten – richtig, eine Kutsche rollt noch heran. Aber nichts von strahlender Schönheit: ein dunkles Menschenpaar, nicht besonders auffallend, sitzt in der Tiefe des Wagens. Ich bin enttäuscht.

Das zweite Erlebnis dieses Sommers war wesentlich grausiger. Ich schlief damals in einem Kinderbettchen mit Holzgitter. Morgens wurde tüchtig in den Betten getobt. Das konnte ich nicht anders. Else tat es auch. Dabei geschah nun das Furchtbare: ich klemmte mein Knie zwischen zwei Sprossen des Schutzgitters meines Bettchens! Es geschah, wie so oft im Leben: was mir zum Schutz und Segen dienen sollte, wurde mir zum Verhängnis. Die Sprossen gaben mein Knie nicht mehr frei. Angstschweiß bedeckte meine Stirne. Ich ziehe – vergeblich! Ich fange an zu schreien. Die besorgten großen Geschwister kommen im Nachthemd angestürzt. Sie ziehen, zerren. Es tat furchtbar weh. Ich schreie noch mehr. Das Knie schwillt an, auch die zartere Hand meiner Mutter kann mich nicht befreien. Verzweiflung fast bis zu Todesangst packt mich wie einen im Bergwerk Verschütteten. Aber es sollte noch schlimmer kommen: Marie erscheint auf der Bildfläche, meine gute, alte Marie, die ich wie eine Freundin schätzte. Sie war ja unsere Köchin, und in der Küche war ich gerne. Sie sang mir da oft ein Lied von einem Räuber und einem Mädchen, auch ein goldener Ring kam darin vor. Das Lied hörte ich gerne. Aber jetzt entdecke ich, daß sie das Küchenbeil in der Hand hat. Ich ahne ihren grausamen Plan: sie will mir offenbar das Bein abhacken. Entsetzlich! Alle Angst und Verzweiflung macht sich in meinem Geschrei Luft. Noch einmal ziehe ich verzweifelt – aber es ist aussichtslos. Da – ein Knacken! – ein lauter Seufzer der Erleichterung in meiner Umgebung – auch ich fühle mich befreit. Die findige Marie hatte eine der Sprossen, die mich eingeklemmten, mit dem Hackbeil herausgebrosen. Mein schwarzer Verdacht war falsch gewesen.

Noch ein anderes schmerzliches Erlebnis in der Erinnerung an diesen Sommer verknüpft. Aber dazu muß ich etwas ausholen. Ich wurde öfters von meiner Mutter gefragt, ob ich mir nicht ein Schwesterchen wünschte – dann wäre ich doch nicht mehr so allein. O ja! Das müßte schön sein!

Zum Hans gehört die Grete, das wußte ich schon aus dem Märchen. Eines Tages gab es zu Hause in unserer Stadtwohnung allerhand Aufregung: ich wurde aus der elterlichen Schlafstube in Elses Zimmer umquartiert. Es war für mich sehr interessant. Else war inzwischen fast elf Jahre alt geworden und teilte das Zimmer mit Olga, der Bonne. Ich sah mir mit Spannung die neue Umgebung meines Bettes an. Auf der Kommode stand hinter Glas das kleine Bild einer alten Frau, die ihrem Enkelkind Geschichten erzählte, während man durchs Fenster in den Garten und auf einen großen Baum sah. Else mußte mir den Vers öfters vorlesen, der darunter stand. Ich weiß ihn noch heute:

Durchs Fenster rauschte die Linde,
und die Alte erzählte dem Kinde
das sonnige Märchen vom Glück.

Ach, wie konnten die großen Menschen doch herrlich dichten! Ich fand das alles sehr schön. Daneben stand auch das Bild Theodor Körners als schöner Landwehroffizier der Freiheitskriege. Meine große Schwester Else ist viele Jahre hindurch für mich maßgebend in der Frage geblieben, was schön sei und was nicht.

Ich kuschelte mich in mein Bett und schlief. Als ich des Morgens erwachte, gab es eine noch viel größere Überraschung:

»Hans, du hast ein Schwesterchen bekommen! Freust du dich nicht?«

Und ob ich mich freute! Lange genug hatte die Mutter mir ja erzählt, wie schön das sein würde. Wir könnten dann zusammen spielen, und ich wäre nicht mehr so allein, während die Großen in der Schule waren. Das alles sollte also gleich beginnen. Großartig! Jubelnd lief ich ins Schlafzimmer der Eltern. Da sollte sich nämlich die neue kleine Schwester aufhalten, die mir gewiß im Matrosenkleidchen entgegenkommen und mir die Hand reichen würde. Aber

statt eines manierlichen kleinen Mädchens lag da im Arm meiner Mutter, die offenbar krank und darum heute zu Bett geblieben war, ein puppenartiges Wesen mit häßlich rotem Gesicht und mit Runzeln wie eine alte Frau. Es war klar: Ich war betrogen! Ich muß nun gestehen, daß ich leider sehr unhöflich und grob gegen die neu eingetroffene junge Dame wurde. Zum Schimpfen muß immer der zoologische Garten herhalten. Das ist ein alter Brauch unter den Menschen. Das wußte ich schon. Und so machte ich meiner Entrüstung Luft und rief böse, das sei gar keine Schwester!

»So'n Ochs, so'n Kamel!« Mein Blick war zweifellos vom Zorn getrübt. Hätte ich wenigstens »Frosch« gesagt, so hätte ich eine gewisse Beobachtungsgabe bewiesen. Aber so blieb der Makel großer Unhöflichkeit auf mir sitzen. Die junge Dame aber hat mir – das muß ich nachträglich einräumen – meine Haltung keineswegs nachgetragen. Im Gegenteil. Meine Hoffnung auf eine Spielgefährtin wurde in wenigen Jahren durch sie in reichem Maße erfüllt und bildet einen sehr wesentlichen Teil des ungetrübten Glückes meiner Kinderzeit.

Die erste Hose

Im Rückblick bleibt es ja überraschend, daß meine liebe Mutter ihre später oft gerühmte seherische Fähigkeit in der Voraussage des Geschlechtes ihres vierten Kindes so prompt bestätigte. Einmal freilich war sie schon herb enttäuscht worden, und zwar durch mich! Schon im Jahre 1895 sollte es ein Mädchen werden, damit die bunte Reihe eingehalten würde: Else, Fritz – sagen wir Johanna! Damals hatte sich unsere Mutter dadurch geholfen, daß sie mir Mädchenkleider anzog und mir die blonden Locken fast bis zur Schulter herabfallen ließ. Ein Achill, der bekanntlich aus anderer Ursache ähnlich behandelt wurde, bin ich trotzdem nicht

geworden. Aber dennoch erwachte eines Tages meine Jungenehre. Und damit bin ich bei dem vierten schmerzlichen Erlebnis jenes Sommers.



Die ersten Hosen. Der Dreijährige mit Schwester Gretel

Eines Tages besuchten gute Freunde meine Eltern. Sie brachten ihre beiden Kinder mit. Der Knabe war zwei Jahre älter als ich, und die beiden Mütter machten sich einen Spaß: Er mußte seine Hose hergeben, und Hans durfte sie anziehen, damit man doch sehe, wie ihm eine solche Umhüllung stehe. Offenbar gut, denn er muß allerhand anerkennende Worte gehört haben. Bis dahin ist es also eine fröhliche Geschichte. Aber das dicke Ende kam nach. Natürlich mußte der Eigentümer dieses Kleidungsstückes es wiederhaben. Wie sollte er sonst nach Hause kommen? Nun gab es einen Kampf, wobei ich freilich der Übermacht erlag. Und doch war auch in diesem Falle – wie schon so oft in der Weltgeschichte – der Besiegte der eigentliche Sieger. Mein klägliches Wehgeschrei: »Ich will aber ein Junge sein! Ich will kein Mädchen sein!« schnitt unserer guten Mutter ins Herz. Und meine Tränen eroberten mir das erste Paar Hosen. Der erste Schritt zum Manne war getan. Ich war damals drei Jahre alt.

Wald, Meer und Birken

Es gibt aber nicht nur schmerzliche Erinnerungen aus jener Zeit. Schon damals nahm mich mein Vater zu seinen beliebten Sonntag-Vormittag-Spaziergängen mit, die hernach zu den schönsten Erinnerungen meiner Kindheit gehören. Erst viel später habe ich verstanden, wie sehr sich Vater, der als Sohn eines Müllermeisters im schönen Kurland, dem »Gottesländchen«, aufgewachsen war, in der Großstadt die starke Sehnsucht nach der Natur bewahrt hatte. Keiner wußte so gut mit den Vogelstimmen Bescheid, keiner sah die ersten Stare und Schwalben früher als er. Er liebte den Wald, er liebte die Blumen. Und war er die ganze Woche vom Morgen bis zum Abend im Geschäft, in seiner Tuchhandlung, gewesen, so suchte er am Sonntag die Natur –

auch wenn es nur ein Gang über die alten schönen Friedhöfe Rigas war. Aber am Strande war ja alles da: das Meer, der Wald, der Aa-Fluß, Felder, Wiesen, Sumpf und Moor. Dazu unser Garten dort. Ja, der Vater mußte mich kleinen Kerl schon damals mitgenommen haben, denn ich sehe mich noch hilflos an einem Graben stehen. Aber der Vater – ach, er war ja sooo groß! – stellte sich breitbeinig über den Graben und hob mich mit starker Hand über das Hindernis. Ich habe seine großen, helfenden Hände, die trotz ihrer Größe so unbeschreiblich zart sein konnten, noch oft dankbar gespürt – bis zu dem Augenblick, wo ich sie zum letzten Mal streicheln konnte. Doch damals muß es an der Aa gewesen sein – der kurischen Aa, die aus Kurland kommend in der Nähe der Düna in die Ostsee mündet – denn es duftete nach Kalmus, und es ist mir heute noch so, als hätte der Vater mir einen leuchtend rosa Kalmuskeim in die Hand gegeben und mich daran riechen lassen.

Und noch eine Erinnerung, die blieb: In unserem Garten wuchsen ein paar schöne weißstämmige Birken, an denen unsere Heimat so reich ist. Ich muß oft zu den für mich schwindelnden Höhen hinaufgeblickt haben. Das Sich-Wiegen und Biegen dieser Baumwipfel im Winde, das Zittern und Flimmern ihrer Blätter zog meinen Blick immer wieder hinauf. Ein solcher Birkengipfel ist für mich heute noch ein Symbol des Gelöstseins und der himmelnahen Freiheit geblieben.

Daß der »Strand«, wie wir kurz die Ferienorte am Rigaschen Strand nannten- sich zuerst in mein Gedächtnis prägte, ist kein Wunder. Es war für uns Kinder ein rechtes Paradies. Drei Monate lebten wir Brandenburgs – wie die meisten Familien Rigas – am Strand, das heißt am südlichen Ufer des Rigaschen Meerbusens. Solange dauerten die Schulferien in jener alten Zeit – von Ende Mai bis Ende August – nach dem alten Julianischen Kalender. Ich war als Kind überzeugt, daß es ein halbes Jahr sei, wo wir in diesem

Tuskulum wohnten, denn in der Vorstellung des Kindes dehnten sich die Ferienmonate fast unbegrenzt aus. Ich war enttäuscht, als mich der Kalender später eines Besseren belehrte. Es war mir überhaupt schwer, im Blick auf die Zeitauffassung ein »Abendländer« zu sein, von dem Oswald Spengler sagte, daß die vielen Uhren ein sichtbares Kennzeichen der abendländischen Kultur seien. Vielleicht war es ein Einfluß des Ostens, daß ich erst spät – wohl erst im ersten oder zweiten Schuljahr – nach der Uhr zu sehen lernte. Oft wünschte ich, ich hätte es gar nicht gelernt. Aber jene kindliche Zeitlosigkeit war wohl auch eine Bestätigung des Wortes: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Und glücklich war meine Kindheit. Das danken wir unseren Eltern, die ganz den Kindern lebten und in ihrer Familie aufgingen.



Der Strand in Bilderlingshof

An der Pflugschen Ecke

Aber auch das Stadtleben in Riga ist mir aus der frühesten Kindheit in sonniger Erinnerung. Wir wohnten an der sogenannten »Pflugschen Ecke«, wo der Thronfolgerboulevard auf den Nikolaiboulevard stieß. Wegen des dauernden Zugwindes an dieser Ecke, die sich dem Seewind, der von der Düna von Westen her wehte, scharf wie ein Schiffsbug entgegenstellte, nannte der Volksmund diese Ecke wohl auch die »verpflugte Ecke«! Ich aber habe da keinerlei Fluch, sondern nur Segen erfahren. Wir wohnten drei Treppen hoch. Und da gegenüber die Anlagen längs dem Stadtkanal begannen, hatten wir eine herrliche Aussicht. Das war wohl entscheidend für mein entstehendes Weltbild. Ich sah über die Lindenalleen und Gartenanlagen, über ferne Dächer und Schornsteine im Südwesten die Sonne verschwinden. Von dem hellen Abendhimmel hoben sich die dunklen Schattenrisse der mittelalterlichen Hauptkirchen der alten Hansestadt Riga ab: Jakobi, Dom und Petri. Wer sie sah, kann sie niemals vergessen. Wie oft verfolgte ich auch das Stürmen der Wolken mit meinen Augen. Und schön war es im Frühling, wenn am frühen Morgen die Turmschwalben mit lautem Geschrei an unseren Fenstern vorbeischwirrten. Lag ich im Winter des Morgens früh in meinem Bettchen, so hörte ich in der Ferne die Dampfer im Hafen pfeifen. Kam abends der Wind von Osten, so vernahm ich den schrillen Ton der Lokomotiven vom Dünaburger Bahnhof. Und ich kuschelte mich in meine Decke und zog sie mir mit einem wohligen Gefühl über die Ohren: »Ach, wer da nicht mitreisen braucht, in der naßkalten Novembernacht!«

Waren die Eltern schlafen gegangen, so brannte eine Nachtlampe, die an sich schon ein Mysterium war. Eine eiserne Ägyptergestalt trug auf ihrem Haupte eine gewaltige Kugel. Nicht gebückt wie der armselige Atlas, sondern auf-

recht wie eine Karyatide von der Akropolis. Römische Ziffern standen rund um den Äquator der Kugel, die sich auf einem Uhrwerk drehte, so daß vorne an der Nadel stets die Zeit zu lesen war. Drinnen in der Kuppel war ein geheimnisvolles Licht, denn dort schwamm ein kleiner Docht auf dem Öl. Mußte dieses alles im Kinde nicht den Zug zum Mysterium stärken?

Das Fenster im Schlafzimmer, das die Eltern mit uns beiden Kleinen teilten, war nachts mit einem dunkelblauen Leinenvorhang verdunkelt. Die Phantasie des Kindes erfand allerlei Landschaften, aber auch Gespenster aus den Streifen und Nähten dieses Rouleaus. Neben meinem Kinderbett – später hing darüber ein Wandbrett, auf dem in Krankheitszeiten die geliebte Limonade aus schwarzen Johannisbeeren stand – bildete der Schornstein eine dunkle Ecke. Dort hockte immer ein böses Wichtelmännchen, vor dem ich mich tief unter die Decke verkroch. Einmal erfuhr ich freilich eine wunderbare Erleuchtung – wohl unter dem Einfluß des Abendgebetes, zu dem die Mutter oder der Vater regelmäßig ans Bettchen kamen. Wieder hatte ich im Halbschlaf allerlei böse Drachen und Teufelchen durch die Luft schwirren sehen, so daß das Herz heftig klopfte. Da wurde es plötzlich vom Fenster her licht, und ich sah die »heilige Familie«, wie ich sie auf manchem Weihnachtsbild gesehen hatte: Maria mit dem Jesuskinde, dahinter Joseph. Es war eine kindliche Vision, doch voll Tröstung und Freude. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, von der ich durch unsere Mutter wußte, hat mir kleinem Angsthäsen oft geholfen.

Kinderspiele sind Träume

Im übrigen gab es nicht nur Angstträume, sondern auch sogenannte Wunschträume voller Freuden. In diesen hatten

die Spielsachen natürlich einen großen Raum. Besaßen wir Kinder schon in unserem Spielzimmer davon einen großen Reichtum, so gab es hinter dem Schlafzimmer noch eine interessante, stets zugeschlossene Kammer, in der die Mutter nicht nur allerhand abgelegte Reste und Kleider verwahren mochte, sondern auch alte oder zerbrochene Spielsachen. Zwar wurde in jedem Jahr vor Weihnachten gründlich nachgesehen, was aus all dem Spielzeug zu Bescherungen armer Kinder ausgesondert werden könne. Aber vieles mochte selbst dazu nicht mehr tauglich sein und aus anderen Gründen verwahrt werden. Diese Kammer hat meine Neugierde immer angezogen. Ich vermutete gewaltige Schätze in ihr verborgen, zumal seit ich als kleiner Kerl aus der Ferne die Mutter dort hatte kramen sehen. Ein kleines Bilderbuch nach Art eines Leporello-Albums zog meinen Blick für ein paar Sekunden auf sich, dann verschwand es unter den flinken Händen der Mutter, ehe ich gewagt hatte, einen Wunsch zu äußern. Seltsam, noch jetzt, während ich fast achtzig Jahre später diese Zeilen schreibe, scheint mir jenes Buch der Neugierde wert, und ich bin auch heute bereit zu seufzen: Schade, daß du es dir damals nicht angesehen hast!

Im Traum besah ich einst solch ein herrliches Buch (ach, wir hatten doch so viele schöne Bücher, aber das Ferne ist immer noch das Bessere), und während ich es staunend in meinen Händen sah, wußte ich: es ist ja nur ein Traum! Aber das Buch wollte ich durchaus behalten. Ich klammerte beide Hände krampfhaft darum, riß die Augen gewaltsam auf und versuchte so, das Traumbild ins Land der Wirklichkeit zu rauben. Ich armer Tor! Als ich erwachte, hatten die kleinen Fäuste den Rand der Bettdecke umklammert; das Buch war spurlos verschwunden. Ob ich nicht gar ein paar Tränen vergoß? Wir lächeln über das kleine Dummchen. Und doch tat das Kind, was Tausende Erwachsener immer wieder aufs neue versuchen. Dann lächelt niemand.

Spielen konnten Brandenburgs immer fein. Obgleich die Mutter nie mit uns Kindern spielte, war sie doch immer eine interessierte Zeugin unseres Spieles. Sie liebte es jedoch nicht, wenn Erwachsene dem Spieltrieb des Kindes nachhelfen. Vielleicht hat gerade dieser Umstand unsere Phantasie entwickelt. Solange ich denken kann, hatten wir immer ein Spielzimmer. Da waren viele Schätze aufgebaut. Fritz hatte Pferd und Wagen und spielte meist Kutscher. Manchmal durfte man auch bei ihm mitfahren. Else hatte viele Puppen und eine kleine Küche dazu. Mit ihr zu spielen war immer besonders schön, weil ihre Phantasie in Hochblüte stand. Sie hatte einst sogar einige »Luft«-Freunde namens Aju und Waschnik. Diese besuchten Else oft. Die Mutter mußte ihnen die Hand schütteln und einige freundliche Worte sagen. Dann wurde der Kaffeetisch gedeckt und eifrig Konversation mit ihnen getrieben. Sie waren zwar nur Luft – wie des Kaisers neue Kleider im Märchen –, ersetzten aber für Else richtige Freunde, die sie allerdings jederzeit gasförmig verschwinden lassen konnte.

Diese Aju- und Waschnikzeit war lange vor meiner Zeit gewesen. Immerhin sorgte Else dafür, daß es auch jetzt noch in der Puppenstube und beim Puppender lebhaft und interessant herging. Sie war auch die Erfinderin der sogenannten »Überraschungen«. So nannte sie kleine Bescherungen, die wir Geschwister uns bereiteten. Meist war sie die Stifterin. Dabei kam es nicht nur auf das Was, sondern auch auf das Wie an. Ein kleines Kindertischchen wurde mit einer Serviette bedeckt und dann wie ein Geburtstagstisch geschmückt und geordnet: kleine Nippessachen oder ausgeschnittene Bildchen, gezeichnete Papierpuppen, auch ältere Spielsachen wurden verschenkt. Meine Mutter war keine sonderliche Freundin dieser Überraschungen, weil sie bemerkt hatte, daß Else sie zumeist veranstaltete, wenn Fritz oder ich einmal ein Donnerwetter oder auch mehr durch das mütterliche Strafamt empfangen hatten. Diese Überra-

schungen sollten also Wunden schneller vernarben lassen, als es nach der mütterlichen Erziehungsweisheit nötig war.

Mit Else spielten wir auch das aufregende Spiel: »Niemand soll uns sehen!« Saß die Mutter mit der Hausschneiderin abends im Scheine der Tischlampe am Eßtisch, so schlichen wir Kinder aus dem dunklen Nebenzimmer längs der Wand des Eßzimmers in die gegenüberliegende Tür. Der Witz bei dem Spiel bestand darin, daß keiner der Erwachsenen sich nach uns umblicken durfte. Diese waren natürlich nicht in unser Geheimnis eingeweiht. Schauten sie sich doch einmal um, so flüchteten wir unter lautem Geschrei. Daß auch dieses Spiel bei meiner Mutter keine sonderliche Sympathie fand, wird niemand überraschen.

Womit spielte ich, ehe das kleine Mädchen, das mich beim ersten Anblick so enttäuscht hatte, meine Spielgefährtin wurde? Ich entsinne mich eines Leinensackes voll schöner, großer Holzklötze, mit denen ich Bauten versuchte. Aber den Vorzug haben doch wohl schon sehr früh die Bilderbücher bekommen. Man halte das nur nicht für einen besonderen Grad früher Geistigkeit. Unsere liebe Tante Jette hatte einst – es war wohl jenseits der Grenze meiner Erinnerung – zu meiner Mutter gesagt:

»Du weißt ja, ich habe deine Kinder alle sehr lieb, aber das kleine Hanning wird immer ein Dummchen bleiben.«

Ich soll ein schweigsamer, kleiner Mann gewesen sein, wohl in weiser Voraussicht dessen, daß ich im späteren Leben noch reichlich Gelegenheit haben würde, meine Sprechwerkzeuge in Bewegung zu setzen. Damals genoß ich mit Bewußtsein die Stille unseres Hauses am Vormittag, wenn die Großen in der Schule waren. Ich erinnere mich, daß das langsame Ticken der Wanduhr auf mich beruhigend wirkte. Das ist auch heute noch so. Ich liebe es, wenn eine laut tickende Uhr in meinem Zimmer ist. Nur das Gurren der Tauben unten im Hof klang mir unheimlich – bis meine Schwester Else mich auf den Arm nahm und mir den Tau-

benschlag zeigte, in dem von oben her ein paar Taubeneier zu sehen waren.

Wenn die Großen in der Schule sind

Einsam war ich auch des Vormittags nicht. Meine Mutter war eine große Blumenfreundin. Palmen und Blattpflanzen standen in den Zimmern, Schlinggewächse und auch blühende Pflanzen schmückten fast alle Fenster. Am schönsten war es im Frühling, wenn auf allen Fensterbänken Tulpen, Narzissen und vor allem die herrlich duftenden Hyazinthen aus selbst gepflanzten Zwiebeln blühten. Hatte etwa ein Fest stattgefunden, so war die Wohnung in einen wirklichen Blumengarten verwandelt. Wenn dann unsere Mutter ihre Blumen in Ordnung brachte, gab es für mich allerhand helfende Wege, etwa mit der leeren Gießkanne zur Küche und mit der gefüllten wieder zurück.

Aber noch schöner war es, wenn die Mutter sagte: »Heute gehen wir auf den Markt.« Der Bazar von Bagdad zur Zeit Harun el Raschids kann nicht soviel Anziehungskraft gehabt haben wie für mich der Markt am Dünaufer, wo ich mich allein freilich nie zurechtgefunden hätte. Meine Mutter aber wußte in diesem Irrgarten Bescheid, wußte, wo die Frauen standen, die sich zum Tragen der vollen Körbe verdingten, oder wo die russischen Gemüse- und Wildbrehändler, Ogoródniki, ihre Stände hatten. Auch wo die »sauen Schmandfrauen« saßen und ihren sauren Rahm verkauften. An den Eingängen zu den Hauptverkehrsstraßen standen jüdische Frauen und handelten mit Vanillestangen und Merrettich. Das Murmeln, mit dem sie ihre Waren anboten – »Merrettich, Merrettich, Merrettich« – und ihre orientalischen Angesichter erweckten bei mir eine ängstliche Scheu. Eindrucksvoll blieben auch jene Wagen, auf denen gewaltige Fässer voll Sauerkraut standen, das mit großen Forken an die Kundschaft ausgegeben wurde. Köstliche

Wohlgerüche umbrandeten diese Wagen. Die Stände der russischen Ogorodniki prangten von bunten Farben, und die Männer selbst, die nur ein gebrochenes Deutsch sprachen, erinnerten mit ihren Pelzmützen, stattlichen Bärten und freundlichen Augen so sehr an Weihnachtsmänner, daß ich beim Gang über den Markt Mutter immer an diese Stände zu ziehen versuchte. Aber der Höhepunkt war doch der Fischmarkt mit seinem phantastischen Lärm. Erstens hatte er ein festes Dach, das jeden Schall auffing. Zweitens aber galten die Fischfrauen als die temperamentvollsten Händlerinnen des ganzen Marktes. Die lebenden Fische in den Bottichen, das leuchtende Rot des geräucherten Rigaschen Lachses, der Weltruhm hatte, das laute Feilschen und Bieten, ohne das es hier kein Einkaufen gab, ergab eine Symphonie von Farben und Tönen, an die mich später manche Bilder der altniederländischen Maler erinnerten.

Zu Hause war der Lieblingsplatz meiner Mutter ihr »Tritt«. Es war ein Stufenpodest vor dem Fenster im sogenannten Visitenzimmer neben dem Saal, der durch ein großes Tafelklavier rigaschen Fabrikats seine Bedeutung bekam. Er besaß das, was man in Deutschland eine »kalte Pracht« nennt. Das Visitenzimmer war gemütlicher. Da saß nun die Mutter auf ihrem Tritt, von dem sie eine gute Aussicht hatte und auf den auch das nötige Licht fiel. Denn hier standen ihr Nähtisch und zwei Lehnstühle, der zweite für einen eventuellen Gast.

Die Mutter nähte unermüdlich Neues und Altes. Zu ihren Füßen ließ es sich so schön spielen, zumal unten in der Stufe für uns Kinder zwei Schiebladen waren, die Gretel und mir zur Verfügung standen. Ich erbte meine Lade wohl erst mit fünf oder sechs Jahren, aber ich hatte von den Großen gelernt, daß hier die höchsten Schätze aufbewahrt werden mußten. Diese hatten meist den Sammelnamen »Andenken«. Einige davon waren es wirklich, zum Beispiel die Halskrause aus Papier, in der ich meine erste Puppentaufe

vollzogen hatte. Da gab es auch eine Schachtel mit Reklamebildern von »Einem« oder »Aprikosow«, den Moskauer Firmen, bei denen der Vater auf seinen Geschäftsreisen allerhand eingekauft hatte. Natürlich sammelte ich Federn, die ich am Strand, auf dem Hühnerhof oder am Meeresufer gefunden hatte: Möwen- und Rabenfedern oder gar die lange Schwanzfeder eines Hahns, was als eine Seltenheit galt. Hier sammelte ich auch die ersten Ansichtspostkarten vom Rhein und aus Thüringen, denn meine Eltern machten im Frühjahr oft Reisen ins »Ausland«, wie wir das deutsche Mutterland nannten. Es waren altmodische Öldruckkarten mit sinnvollen Sprüchlein drauf, etwa: »Konstanz liegt am Bodensee, wer's nicht glaubt, geh selbst und seh!« Oder ein romantisches Bildchen vom Inselsberg in Thüringen, worunter Eichendorffs Vers gedruckt war: »Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!«

Übrigens kam in meine Schieblade auch manch ein kleines »cadeau«, mit dem es eine besondere Bewandtnis hatte. So weiß ich zum Beispiel, daß ich im Sommer bei unseren Spaziergängen mit den Eltern öfters im Moose allerhand Höhlen und warme Nester für eine mir befreundete Hasenfamilie gebaut hatte – sie existierte natürlich nur in meiner Phantasie, da im Walde am Strand nie Wild zu sehen war. Unser Vater hörte meine aufregenden Berichte von den Erlebnissen der Sippe Langohr mit großem Interesse an. Wie erschrocken war ich, als unter dem Weihnachtsbaum ein kleines an mich adressiertes Päckchen lag. Als Absender stand darauf bloß »Langohr«. Mit vor Aufregung zitternden Händen packte ich die Sendung aus und fand in den hübschen Holzkästchen die ganze Hasenfamilie in Bleifiguren anwesend. Staunend stand der Vater dabei und war fast noch überraschter als ich, der ich damals noch restlos wundergläubig war. Daß diese Schachtel mit Inhalt ihren Ehrenplatz in der Andenkenschieblade bekam, ist selbstverständlich.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter

Der Frühling meldete sich in unserem sogenannten Visitenzimmer dadurch an, daß unser Tapezierer in der schwindelnden Höhe des dritten Stockes vor den Fenstern sogenannte Markisen anbrachte. Bei Sonnenschein wurde durch geheimnisvolle Schnüre, die man nicht anfassen durfte, ein Sonnendach heruntergelassen, was das Zimmer in einen gemütlichen Schatten versenkte.

Bei der obligaten Herbst- oder Frühlingsreinigung verschwanden alle Gardinen und die natürlich vorhandenen schweren Portieren von den Türen und Fenstern. Überhaupt – das Reinemachen! Das waren doch köstliche Tage, wenn hinter Schränken, die sonst nicht zu rühren waren, längst gesuchte Deserteure unserer Bleisoldaten oder auch Glaskugeln gefunden wurden, die sich beim Spielen verlaufen hatten und allen Bemühungen des väterlichen Spazierstocks getrotzt hatten, mit dem eine Kinderhand vergebliche Angelversuche gemacht hatte. Daß beim Reinemachen alle Möbel kreuz und quer im Zimmer standen, war Grund zu viel Jubel und Freude.

Obwohl wir in Riga keinen Garten besaßen, hatte der Winter doch auch in der Stadtwohnung seine besonderen Kennzeichen.

In den »Kleisterferien« Anfang Oktober wurden Doppelfenster vorgelegt, um gegen die russische Kälte geschützt zu sein. Zwischen die Fenster kamen lange Kissen aus Watte, bedeckt mit bunten Papiernetzen, die kunstvoll ausgeschnitten waren oder gar mit Strohblumen besteckt wurden. Die Fensterritzen wurden mit weißen Papierstreifen verklebt. Der schöne Kleister, der den Ferien ihren Namen gab, roch lieblich und sah aus wie Rharbarbergrütze. Ich habe aber doch der Versuchung, von ihm zu naschen, mit Erfolg widerstanden. Wie wurde bei solcher hermetischer Abschließung nach außen das Zimmer gelüftet? Nun, erstens

gab es in jedem Fenster ein sogenanntes »Kapp«-Fenster, das zwar nur ein Sechstel oder ein Achtel des Fensters ausmachte, aber doch zur Lüftung gebraucht werden konnte. Zweitens aber sorgten die großen Kachelöfen für Lüftung. Geheizt wurde mit Fichten- und Birkenkloben. Das war sauberer als Kohle und machte den Ofen doch tüchtig warm. Wenn das Holz im Ofen knackte, war das gemütlich und wirkte erst recht erwärmend. War das Holz durchgebrannt, so wurde die Ofentüre geschlossen und zuletzt auch die »Juschke« zugemacht, das heißt, durch einen Griff am Ofenrohr wurde dieses abgeriegelt. Ich habe trotz des windigen Klimas in meiner Heimat keinen rauchenden Ofen erlebt wie so oft später im Reich, das sich seiner Technik rühmte.

An der Wand des Visitenzimmers hing ein großes Bild der Urgroßmutter, die ich nicht mehr gekannt habe. Es war mit bunten türkischen Schals drapiert. Ich fand das wunderschön. Noch beherrschte der Wiener Maler Makart den Geschmack der bürgerlichen Gesellschaft. Auf dem Gesims des Ofens im Saal stand sogar eine Vase mit einem richtigen »Makart-Bouquet«. Es hatte ein vergoldetes Palmenblatt und einige Pfauenfedern. Ach, wie war das schön!

Hier im Visitenzimmer saßen vor Weihnachten die Mutter und die großen Geschwister bei den Weihnachtsarbeiten. Else stickte, Fritz bemalte kleine Teller und Väschen mit goldenen, roten und blauen Farben. Diese dufteten sehr appetitlich. Weihnachtslieder wurden gesungen und allerlei Geheimnisvolles angedeutet. Sehr früh durfte auch ich mich schon an Handarbeiten wagen, die freilich manchen Kummer machten. Wenn etwa der hellblaue Seidenfaden, der das »Souvenir« auf dem Zelluloid-Buchzeichen zum Leuchten bringen sollte, sich verfilzte, war die Not groß. Aber stolz war ich, wenn der ach solange – Faden am Ende war und das Werk der Mutter zur Befestigung überreicht wurde.

Das Weihnachtsfest war von Anfang an von Mysterien umspinnen. Nicht ein Zweiglein des Weinachtsbaumes durfte vorzeitig gesehen werden. Als ich aus der Ferne hörte, daß Peter, Vaters Ladendiener, den Baum brächte, verkroch ich mich im Visitenzimmer unter den achteckigen Tisch und zog mir die Decke über das Gesicht. Heute noch fühle ich den bürtigen Plüsch der Decke unter meinen Fingern. Rutschen konnte sie nicht, denn sie war durch Stöße von schweren Photo-Alben, die auf ihr lagen, beschwert.

Übrigens habe ich nicht immer die gleiche Diskretion geübt. Als Mutter einige Tage später beim Aufstellen der Weihnachtsgeschenke im Saal war, erlebte sie eine seltsame Überraschung. Ein feines Kinderstimmchen flüsterte irgendwo:

»Wie süß! Wie süß!«

Meine Mutter schaute sich verwundert um, sah aber niemand im Zimmer. Da endlich! Die Tür zum Visitenzimmer war dauernd ausgehoben und vor Weihnachten mit einem weißen Laken zugehängt. Unter diesem Laken hatte sich ein blonder Lockenkopf hergeschoben und sah interessiert auf all die festliche Schönheit, die im Werden war. Was ich selbst bei diesem Vergehen gegen die weihnachtliche Ordnung und bei ihrer Wiederherstellung spürte, kann ich leider nicht angeben, da dieses ein Erlebnis ist, bei dem meine Erinnerung völlig versagt.

Bei Großmutter

Den Heiligen Abend verlebten wir bei unserer Großmutter. Mein Verhältnis zu ihr war ganz besonders herzlich. Was wußte ich, durch wieviel Leid die Mutter unserer Mutter in ihrem Leben gegangen war! Ich sah nur ihr liebes Gesicht und merkte, wie sie mir immer neue Beweise ihrer Liebe entgegenbrachte. Sie war nur zwanzig Jahre älter als ihre äl-

teste Tochter Gertrud, meine Mutter. Mein Vater war zehn Jahre älter als seine Frau. Folglich war die Großmutter nur zehn Jahre älter als ihr Schwiegersohn. Daß die beiden noch fast aus der Biedermeierzeit stammten – ihre Geburtsjahre waren 1846 und 1855 – spürte man daran, daß sie sich bis zu unserer Großmutter Tod stets mit »Sie« anredeten, trotz ungetrübter herzlicher Harmonie. Der Vater also sagte etwa: »Mama, wie geht es Ihnen?« Und sie erwiderte etwa: »Ich danke Ihnen, lieber Richard, ganz gut.« Uns fiel dieser Lebensstil nicht auf, denn er war keineswegs geschraubt oder unnatürlich.



Großmutter's Haus in Pige am Weidendamm

Der Rückblick auf Großmutter's Haus und Garten ist neben dem Strande und seiner Sommerzeit der zweite Höhepunkt der Erinnerungen an das Glück der Kinderzeit. Ja, das

war ein Garten! Da gab es Fliederbüsche und Obstbäume, eine richtige Terrasse, einen mit dichten Büschen bedeckten Berg, auf dem ein »Lusthäuschen« stand und unter dem ein unterirdischer Eiskeller war. Wenn ich heute den Duft von Flox in die Nase bekomme, so schließe ich die Augen und bin im Geist in diesem wunderschönen großmütterlichen Garten. In den Garten kam man durch einen Hof, wo in alter Zeit die Dogge Roland an ihrer Eisenkette zerrte und greulich bellte, so daß einem kleinen Jungen, der schon sowieso kein Held war, das Herz in die Hosen rutschte. Da waren Männe, Flick und Tyra, die mehr oder weniger echten Dackel, schon umgänglicher. Die Hunde waren der letzte Rest einer durch mehrere Generationen gehenden Förstertradition der Familie Schultz. Das Schönste im Garten war die riesige alte Kastanie, die vor der Veranda ihre Zweige ausstreckte, als wollte sie den halben Garten bedecken. Unter ihr standen eine bequeme Bank, ein Tisch und einige Stühle. Hier war vom Frühling bis zum Herbst der Treffpunkt des ganzen Hauses. Eines duldet die alte Kastanie nicht, was sonst Jungen von einem Baum erwarten: sie – wie alle übrigen Bäume des Gartens – duldet nicht, daß man sie erstieg, denn durch den Fabrikrauch der umliegenden Industriewerke waren die Baumstämme alle so schwarz vom Ruß, daß man ihre Berührung vermied.

Mindestens alle vierzehn Tage wurde der Sonntag-Nachmittag bei der Großmutter zugebracht. Zuerst wurde Kaffee getrunken. Auf dem Speisetisch standen Berge von »Feinbrot« (»Fünferstücke« nennt sie der Berliner!) Jeder von uns wußte seinen Platz und kannte seine Tasse. Die größte war natürlich für den Vater. Der Schmand (Rahm) wurde mit Porzellanlöffeln aus Schalen geschöpft. Und ich weiß einen, der hörte mit Spannung zu, wenn die Großen sich unterhielten. Zwar wurde die russische Politik aus begreiflichen Gründen nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit behandelt. »Kinder, seht mal nach, ob die Katze Heu

frißt«, hieß die Formel unserer Mutter, wenn junge Ohren nicht zuhören sollten. Dazu gehörte freilich nicht nur die russische Politik, sondern auch alle Geschichten, die mit dem Mysterium vom Storch zusammenhingen, denn von moderner Aufklärung wollte die Zeit damals noch nichts wissen. Aber es gab noch genügend Interessantes auch aus der Welt da draußen, von Li-Hung-Tschang, dem Chinesen, von Dewett und Ohm Krüger und davon, wie die Engländer Keile kriegten. Das klang alles voll hoher Spannung, und wie sehnte man sich, auch mal so groß zu sein, daß man alles verstehen konnte.

War es Winterszeit und früh dunkel, so hörte man, wie von draußen die Läden geschlossen und die Verandatür mit einer quietschenden Kurbel zugeschraubt wurde.

Die Großmutter brachte uns Kindern Bücher zum Besehen. Unter anderem die »Krabbetasche«, ein phantastisches Märchenbuch von drei ungleichen Schwestern: »Die Älteste hieß Henta-Potentia, die zweite der Schwestern hieß Flint, die dritte hieß Marzipilla, ein immerfort weinendes Kind.« Es ist nicht verwunderlich, daß der Name Marzipilla bei uns Kindern als eine tödliche Beleidigung galt. Beliebt war auch »König Nobel« oder Goethes »Reineke Fuchs« mit den Kaulbachschen Bildern. Aber vor allem die alten Zeitschriften! Wie köstlich waren die »Gartenlaube« oder »Über Land und Meer« – etwa aus den Jahren 1870/71, die die Kriegsberichterstattung mit Holzschnitten begleiteten: Napoleon und Eugenie, Mac Mahon und Wimpffen, Sedan und Straßburg, Bismarck und Moltke, die Kaiserproklamation von Versailles, schaurige Mienen der Pariser Petroleusen – alles sah ich mit staunenden Augen. Ich bin weit entfernt, die heutige Jugend zu beneiden, die alle Tagesereignisse im Fernsehen vor die Augen gestellt bekommt.

Zu diesen Eindrücken gehörte freilich noch die Umgebung des großmütterlichen Hauses, wo im Wohnzimmer auf dem Nippestischchen Kaiser Wilhelm I. und Napoleon

in Porzellan miteinander konferierten, daneben ein Chinesenmann, der mit dem Kopf wackelte und seine Zunge herausstreckte. Wie einzig schön war der kleine Lichtschirm aus blauen Glasperlen auf dem Bettisch, daneben die Lichtschere zum Beschneiden des Dochtes. Und die vielen Ölbilder in schweren goldenen Rahmen! Es war, als ob jedes alte Stück einen Duft von Gemütlichkeit ausströmte. Die Großmutter hatte mit ihrem früh verstorbenen Manne – sie wurde schon mit etlichen Dreißig Witwe – weite Reisen bis nach Paris und Wien unternommen. In Paris hatte sie die große Weltausstellung gesehen. Um das tragische Schicksal Kaiser Franz Josephs war sie mit tiefem Mitleid erfüllt. Mir imponierte, daß sie die verzwickten Verwandtschaftsgrade der Habsburgischen Erzherzöge in überraschendem Umfang kannte.

Man lacht nicht über den lieben Gott

Das Familienleben so glücklich und harmonisch wie möglich zu gestalten, war unseren Eltern Lebensinhalt. Wir haben als Kinder einen fast ungetrübten Reichtum empfangen. Um die Weihnachtszeit fuhr unsere Mutter täglich mit dem »Fuhrmann« (Droschke) im Pferdeschlitten zur Stadt. Um diese Zeit änderte unser liebes, altes Riga sein Gesicht. Auf den Straßen drängten sich mehr Menschen. Jeden Tag höher bepackt sah man Väter und Mütter aus der Innenstadt in unsere Vorstadt kommen. Fröhlich läuteten die Schellen der Droschken, und lautlos glitten sie über den Schnee, denn die Schneedecke des Fahrdamms war höher als die Bürgersteige. Wir Kinder durften unsere Wunschzettel schreiben. Und obwohl die Mutter immer wieder betonte, Wunschzettel seien keine Bestellzettel, so suchte sie doch die meisten der nicht immer bescheidenen Wünsche zu erfüllen.

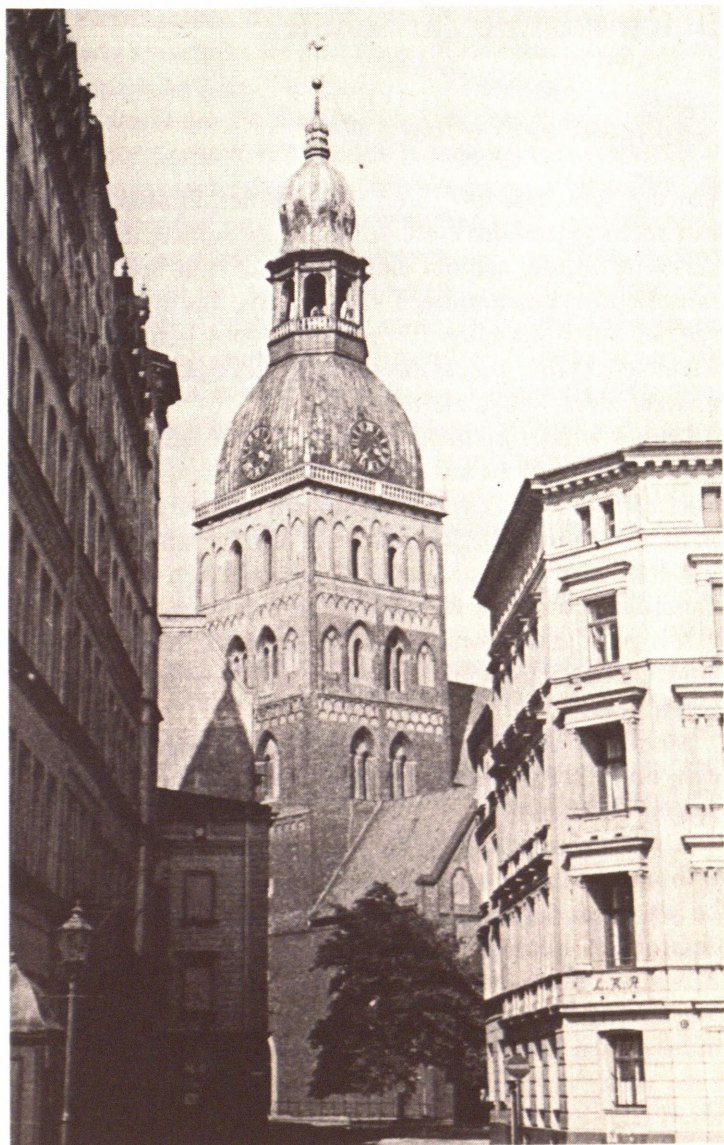
Da die praktischen Dinge der Kleidung mit der Selbstverständlichkeit gesättigten Wohlstandes zur rechten Zeit gekauft wurden, so wurde bei den Bescherungen dem Luxus und Überfluß Raum gegeben. Heute würde man das vielleicht für unpädagogisch halten. Doch mir scheint, wir sind nicht verdorben worden. Gott selbst hat später die notwendigen Korrekturen durch des Lebens Härte vollzogen.

Am Heiligabend ging die Mutter mit uns Kindern in die große Domkirche, während der Vater noch in seiner Tuchhandlung bleiben mußte. Wir fanden wieder unseren gewohnten Platz, wo wir alljährlich zur Weihnachtsvesper saßen, in der Nähe der Kanzel. Die barocke Kanzeltreppe mit den graugrünen Apostelgestalten zog meine Neugierde an. Die Aufmerksamkeit aber wurde bald völlig von den beiden großen Weihnachtsbäumen in Beschlag gelegt, die rechts und links im hohen Kirchenschiff standen. Die Lichter waren mit einer Zündschnur untereinander verbunden, und jahrelang war es für mich der Höhepunkt des Gottesdienstes, wenn der Kirchendiener die Zündschnur anzündete und nun die Flamme von Kerze zu Kerze lief, bis in wenigen Augenblicken die Bäume in vollem Lichterschmuck erstrahlten. Dann erklangen die lieben, alten Weihnachtslieder: »Vom Himmel hoch . . .«, »Es ist ein Ros entsprungen«, »Stille Nacht, heilige Nacht«. Zwischendurch hörte man aus unwahrscheinlicher Höhe den Gesang des Kirchenchores. Es mag sein, daß ich als kleiner Kerl, da ich die hohen Gewölbe der frühgotischen Kirche mit meinen Augen kaum durchmessen konnte, meinte, da oben sei irgendwo eine unmittelbare Verbindung mit dem Himmel, dessen Engel ich singen hörte.

Die Mutter hatte uns immer zur Ehrfurcht erzogen. Es war darum nicht überraschend, daß ich einst als kleiner Kerl, als einmal Fritz und Else belustigt aus dem Kindergottesdienst erzählten und herzhaft lachten, weil der Pastor sich versprochen hatte, empört ausrief: »Über den lieben

Gott lacht man nicht!« In der späteren Zeit lernte ich dann freilich zwischen dem Pastor und dem lieben Gott sehr wesentlich unterscheiden.

Aber im Weihnachtsgottesdienst kam dann vom andern Ende des Kirchenschiffes eine tremolierende Stimme, die ausrief: »Und du, Bethlehem-Ephrata, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judas; denn aus dir soll mir kommen, der in Israel Herr sei!« Und dann nach einer Weile: »Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde . . .« Ja, davon hatte die Mutter mir schon vorgelesen aus dem schönen reichbebilderten Buch mit den Geschichten vom lieben Gott. Nach vielen Jahren feierte ich ein fröhliches Wiedersehen, als ich in einem Antiquariat die Wiedemannschen Biblischen Geschichten in der Hand hatte. Der Text rief gleich lebendige Erinnerungen in mir wach.



Der Dom, in dem wir die Christvesper erlebten

II. Ich komme zur Schule

Riga feiert sich selbst

Ehe die Schulzeit mit ihren völlig neuen Eindrücken und mit sechs Jahren der erste selbständige Schritt in die Welt gemacht wurde, schiebt sich in meine nun breiter daher rauschenden Erinnerungen ein Ereignis, das einer der letzten hell aufstrahlenden Sterne in der deutschen Geschichte Rigas sein sollte. Es war das siebenhundertjährige Jubiläum unserer alten lieben Heimatstadt.

Immer wieder nehmen wir Balten Gelegenheit zu betonen, daß Riga nicht nur älter ist als die ältesten deutschen Städte Ostpreußens, sondern auch älter als die erste urkundliche Erwähnung Berlins und nur fünfzig Jahre jünger als Lübeck. Aber was wußte man früher im Reich von Livlands Geschichte und von baltischem Deutschtum!

Mit zehn Jahren kam ich zum ersten Mal nach Deutschland. Da fragte man mich erstaunt, ob ich wirklich deutsch reden könnte.

Meine Schwester war in ähnlicher Situation gefragt worden, ob es bei uns nicht gefährlich sei, spazierenzugehen, wegen der Bären!

Als Kolonialgründung ist Riga nicht auf eine erste Erwähnung in amtlichen Urkunden angewiesen, um sein Alter zu beweisen. Riga kann sozusagen den Tag der Geburt standesamtlich aufzeigen, da er im Jahre 1201 durch Bischof Albert aus Bremen gegründet wurde, der die Burg und den Mariendom baute und damit der schon vorhandenen kaufmännischen Siedlung das Stadtrecht gab. Mit dem Jahre 1901 nahte daher der siebenhundertjährige Geburtstag der alten Hansestadt.

Den Übergang ins zwanzigste Jahrhundert habe ich unbewußt getan. Dennoch bleibt die dunkle Erinnerung, daß

nach Weihnachten die großen Leute von einer neuen Zeitrechnung sprachen, die nun eingeführt wurde. Riga bekam osteuropäische Zeit.

Stolz stand am Dachgiebel unseres durch deutsche Opferwilligkeit erbauten Theaters in steifen Antiquabuchstaben: »Die Stadt den darstellenden Künsten.« Diesmal zeigte die darstellende Kunst das alte Märchen vom Aschenbrödel. Wir saßen in dieser Kindervorstellung im Theater ganz vorne links in der Orchesterloge. Bei der Szene nun, wo Aschenbrödel eiligst den Festsaal verläßt und dabei ihren goldenen Schuh an der Schwelle verliert, rief der König ihr nach: »Fräulein, beeilen Sie sich, wir haben jetzt Petersburger Zeit!« Das schallende Gelächter des Publikums habe ich gerne unterstützt – ich lache auch heute noch gerne mit! – dennoch war ich damals ungewiß, was an dieser Bemerkung besonders witzig sein sollte. Ich mochte die großen Leute nicht fragen. Sie sagten dann gewöhnlich: »Das verstehst du noch nicht«. Und diese Antwort war mir immer peinlich. Erst später erfuhr ich, daß am 1. Januar 1900 in Riga alle Uhren eine halbe Stunde vorgestellt werden mußten.

So bin ich in das neue Jahrhundert gekommen. Und der Sommer 1901 brachte die festreiche Zeit der großen Jubiläumsausstellung. Für mich war das zugleich eine gute Vorbereitung für meine erweiterte Welt, die sich mir durch die Schule eröffnen sollte.

Die Esplanade

Nun muß ich einige topographische Notizen vorausschicken.

Auf der nördlichen Seite des großen Häuserblocks, zu dem auch unsere Pflugsche Ecke gehörte, lag ein weiter, fast fünfhundert Quadratmeter umfassender wüster Platz, die

Esplanade genannt. Im Winter bei Schnee und Frost war sie am schönsten. Nicht nur, weil die weiße Schneedecke ihren Staub bedeckte und sie festlich kleidete, sondern auch weil eine Eisbahn die gegenüberliegenden Ecken diagonal verband. Für wenig Geld konnte man auf einem bequemen Schlittenstuhl sitzend, sich von einer Ecke zur anderen befördern lassen. Das war für die meist deutschen Bewohner der Petersburger Vorstadt auf ihrem Weg zu Besorgungen in der inneren Stadt eine wesentliche Zeitersparnis. Hinter der niedrigen Holzbrüstung, die hie und da die Esplanade umgab, sah man öfters russische Rekruten exerzieren. Nach Osten zu sah man die große eindrucksvolle Silhouette der russisch-orthodoxen Kathedrale, einer mit großen goldenen Kuppeln versehenen Kirche im byzantinischen Stil. Der Erbauer war übrigens der gleiche deutsche Architekt Pflug, der auch jenes Eckhaus erbaut hatte, in dem wir wohnten. So stilvoll der Bau auch war, so empfanden wir ihn innerhalb des deutschen Stadtbildes als Fremdkörper und als einen Beweis für den zunehmenden russifizierenden Einfluß der uns Deutschen unfreundlich gesonnenen russischen Regierung.

Die Esplanade war im übrigen ein Schandfleck für unsere schöne Stadt, und die Stadtverwaltung mag wohl schon lange Pläne gehabt haben, den Platz schöner zu gestalten. Hier entstand nun die große Gewerbe- und Industrieausstellung aus Anlaß des siebenhunderjährigen Bestehens der Stadt.

Als ich das erste Mal mit meinen Eltern die Kasse passierte, war ich sehr stolz darauf, daß mein Vater aufgrund eines Abzeichens im Knopfloch den Eintritt nicht zu bezahlen brauchte. Er war Experte der Prämierungskommission für Textilwaren. Und daß mein Vater mitzubestimmen hatte, wer von den Ausstellern eine silberne oder gar eine goldene Medaille bekommen sollte, steigerte mein Wertbewußtsein außerordentlich.

Ich will »Scheniör« werden

Vor der großen Zentralhalle der Ausstellung sah man unter einer Terrasse einen gewaltigen Springbrunnen mit großen weißen Figuren, die zwar nicht aus carrarischem Marmor, aber doch aus echtem Gips waren. In den Maschinenhallen konnte man der Herstellung von Fabrikaergeugnissen zusehen. Ich erinnere mich der großen Maschinen zur Fabrikation von Papier. Ich sah große Kessel mit einem gräulichen Brei und wunderte mich, daß daraus so schönes weißes Papier entstehen konnte. Eine Bonbonfabrik war indiskret genug, uns die Entstehung ihrer Bonbons vor Augen zu führen. Aber ich muß nachträglich fürchten, daß sich der Geschmack an diesen Produkten durch diese Zurschaustellung nicht wesentlich gesteigert haben dürfte. Immerhin eröffnete sich mir die neue Welt der Technik, der ich im Elternhaus bisher fern gewesen war. Ich kam mir vor wie in einem Märchenland und glaubte nun endlich, allen Zauberkünstlern hinter ihr Geheimnis gekommen zu sein. Meine Mutter war so überrascht über mein erwachendes Interesse, das mich von den Maschinen gar nicht weggehen ließ, daß sie meinte, meinen kommenden Beruf als Maschinenbauer zu erkennen. Ich selbst habe damals öfter geäußert, ich hätte den Wunsch, »Scheniör« zu werden. Was ahnte ich damals davon, wieviel Rechenkunst zu diesem modernen Beruf gehört. Bald sollte die Schule klären, daß ich für den Umgang mit Zahlen wenig Neigung und noch weniger Gaben besaß.

Ein anderes kleines Erlebnis, das weniger in der Zielsetzung der Ausstellung selbst lag, erweiterte meinen Gesichtskreis gleichfalls wesentlich: Ich sah den ersten wirklichen Neger! Bisher kannte ich ihn nur aus dem Struwelpeter: »Es ging spazieren vor dem Tor ein kohlpechrabenschwarzer Mohr.« Der, den ich hier sah, war allerdings vollkommener bekleidet als jener im Buch des Doktor Hoff-

mann. Ihm saß sein eleganter Frack tadellos. Er war Kellner im großen Kaffeegarten der Ausstellung. Aber wie überrascht war ich, als dieser Sohn Afrikas ein persönliches Interesse für mich zeigte. Ich saß nämlich eines schönen Tages mit der Mutter und den Geschwistern erwartungsvoll am Tisch des Kaffeegartens. Der Vater war zur Bestellung der Speisen in die Halle gegangen. Da nahte sich der schwarze Ober, machte vor mir eine elegante Verbeugung und servierte mir einen Mohrenkopf. Man stelle sich vor: Mir ganz allein! Die Mutter und die Geschwister lächelten verständnisinnig, als nach einer Weile der Vater mit unschuldiger Miene seine große Überraschung darüber kundtat, daß ich auch unter den Völkern des dunklen Erdteils schon meine Spezialfreunde hätte. Noch war mir die Welt voller Mysterien. Der schwarze Mann aber ist mir Zeit meines Lebens lieb geblieben – erst recht, als ich durch die »Kleine Missionsglocke« der Leipziger Mission noch mehr aus dem Leben jener Völker hörte.

Vom Alt-Riga zum Ponto Rialto

Von der Esplanade führte zur Zeit der großen Ausstellung eine gewaltige Holzbrücke hinüber zum Schützengarten.

Ja, der Schützengarten! Das war wieder eine Welt für sich. Einst von Alexander II., dem Großvater des letzten Zaren, dem deutschen Schützenverein geschenkt, war er ein geschlossener Garten, in dem sich die deutsche Gesellschaft von Frühling bis Herbst, besonders in den Nachmittags- und Abendstunden, traf. Vormittags waren wir beiden Kleinen oft mit unserer russischen Bonne zum Spaziergang drüben im Garten. Aber der rechte Betrieb begann erst nachmittags. Zumal, wenn in der großen Musikmuschel eine Militärkapelle spielte. Unter den schattigen Linden waren Kaffeetische gedeckt. Hier sah man die älteren Damen mit Handar-



Malerecke in Alt-Riga

beiten sitzen, Schokolade wurde getrunken und Löffelbiscuit dazu gegessen, während die Jugend, Süßholz raspelnd, im weiten Kreis um den großen Platz promenierte. Dieser Treffpunkt der Gesellschaft durfte natürlich zum Jubiläum nicht abseits liegen. Eine neue Musikmuschel – hellgrün und im wilden Jugendstil um 1900 – wurde errichtet, das Restaurationsgebäude erweitert, die Gartenanlagen erneuert.

Jenseits des Schützengartens floß der Stadtkanal. Das heißt, er floß leider nicht, sondern war ein stehendes Gewässer, entstanden aus dem ehemaligen Festungsgraben Rigas. Sah er auch durch die ihn umgebenden Anlagen sehr malerisch aus, so spottete doch nicht umsonst an einem Frühlingstag die »Dünazeitung«: ». . . und befreit von Wintersqual duftet süß der Stadtkanal.«

Hier am Kanal, jenseits des Schützengartens, war als malerischer Höhepunkt aus Anlaß der Ausstellung »Alt-Riga« entstanden. Viele Holzlatten und Leinwand, viel Ölfarbe und Stuck hatten hier einige Straßen einer mittelalterlichen Kleinstadt hervorgezaubert. Der Pulverturm und das Rathaus, die Stadtmauer mit der Sandpforte, selbst der Schandpfahl fehlte nicht. Männer und Frauen in altdeutscher Tracht verkauften ihre Waren.

Aber auch damit war das Programm noch nicht zu Ende. Jenseits des Kanals, der hier von einer Brücke überspannt wurde, die der berühmten Rialto-Brücke von Venedig nachgebaut war, lag die Vogelwiese. Warum sie so hieß, blieb mir verborgen, denn vom Vogelschießen, wie bei Volksfesten in Deutschland, war in Riga, soviel ich weiß, nichts bekannt. Die Vogelwiese war das, was der Berliner einen Rummelplatz nennt. Das Programm war außerordentlich abwechslungsreich. Hier erweiterte eine Dahomey-Negertruppe meine ethnographischen Kenntnisse über meinen Freund, den schwarzen Oberkellner, hinaus. Ihre Waffen und ihr bunter Kopfschmuck imponierten mir, und neidvoll sah ich

zu, wenn ein schwarzer Krieger mit der Hand in den großen Topf voll Reisbrei griff und ihn ohne »Zwischeninstanz«, einfach so aus der Hand, essen durfte, ohne gescholten zu werden. Diese Methode schien mir nicht unpraktisch und durchaus erwägenswert. Zuhause durfte ich sie aber nicht einführen.

Weiter war da eine bisher nie geschaute Berg- und Talbahn. »Amerikanische Berge« nannten wir sie. Ich durfte mit ihr sogar fahren, was mir nicht geringe Angstzustände und hinterher umso größeren Stolz verursachte. Daneben gab es noch ein raffiniertes Karussell, wo man in Segelbooten saß, die während des Kreisens heftig schaukelten. Wie viel Geld geben die Menschen doch aus, um seekrank zu werden! Sind sie es aber wirklich auf dem Schiff, so sind sie bereit zuzuzahlen, wenn sie nur erst wieder ans Land kämen. Komische Leute!

Der Höhepunkt war für mich – Venedig! Natürlich in der Nachbarschaft der Rialtobrücke und des Stadtkanals, der hier zum »canale grande« avancierte. Wir gingen in ein geheimnisvolles Haus, in dem es fast stockdunkel war, betreten nach Lösung einer Fahrkarte über eine Landungsbrücke eine Gondel, die ganz sanft schaukelte. Und während ein gut deutsch sprechender Gondoliere seine Erklärungen gab, glitten die Ufer Venedigs an uns vorüber: die Markuskirche, der Dogenpalast usw. Sogar der Mond ging auf!

Baltische Schulverhältnisse

Ein Jahr später, also 1902, erfolgte der mit Spannung erwartete Augenblick meines Schuleintritts. Irgendwelche Vorkenntnisse im Lesen und Schreiben brachte ich nicht mit. Verständigerweise. Warum sollte der Schule die Arbeit abgenommen werden, und warum sollte ich mit der Einbildung hingehen, als könnte ich schon etwas. Die Wahl der

Schule war längst getroffen. Daß ich auf das humanistische Gymnasium gelangen sollte, scheint bei meiner Mutter längst festgestanden zu haben. Daß sie den stillen Wunsch hatte, ich sollte einmal Pastor werden, war mir damals noch nicht bekannt.

Die Schulverhältnisse waren für uns in Riga denkbar schwierig. Alexander III. hatte unter dem Einfluß seines Ratgebers, des berüchtigten Oberprokureurs des »Allerheiligsten Synods«, Pobjedonoszew, seine Russifizierungspolitik gegen die deutschen Balten begonnen. Wir sollten unsere deutsche nationale Eigenart verlieren. Seitdem hatten wir unsere deutschen Schulen verloren. Diese gehörten zu dem sogenannten »Privilegium Sigismundi Augusti«, das auf den Polenkönig dieses Namens zurückging, der kurze Zeit über Riga und einen Teil des Baltenlandes regierte und das nach der Eroberung Rigas im Jahre 1710 durch Peter den Großen auch für die russische Regierung »auf ewige Zeiten« garantiert war. Nationalistische Engherzigkeit ging wie eine Walze über die Kulturgüter der Balten hinweg. Für mich bedeutete das, daß ich als Deutscher in eine russische Schule zu gehen hatte, in der Deutsch nur als Fremdsprache gelehrt und als Unterrichtssprache nur noch in den Religionsstunden zugelassen war.

Bei meiner großen Schwester Else waren die Eltern einen anderen Weg gegangen. Da das Frauenstudium und die dazu nötige Maturität damals kaum in Frage kamen, bestanden für die »höheren Töchter« sogenannte Kreise, in denen je zehn bis fünfzehn Mädchen aus deutschen Familien privatim in den Wohnungen der Eltern unterrichtet wurden. Eine Zeitlang waren auch diese Kreise vom Staat verboten. Damals wurde der Weg der Illegalität beschritten. Ich weiß nicht, ob ich diese Zeit noch mit erlebte. Denn natürlich wurde vor den Kleinen so etwas sehr geheim behandelt. Als ich später davon erfuhr, war ich stolz und fand es sehr interessant, daß die Mädchen ihre Schulbücher in Packpapier

wickelten, damit der Schulranzen sie auf dem Weg zur Schule nicht verrate. Auch der Lehrraum wurde dann alle paar Tage gewechselt. Später wurden solche Privatkreise »ohne Rechte« erlaubt. Und ich erinnere mich noch gut, wie auch in unserem »Saal« längere Zeit jeden Morgen der lange Schultisch und die Schultafel aufgestellt wurden. Zuweilen kamen noch dazu ausgestopfte Vögel oder gar eine Elektrisiermaschine des weißbärtigen Naturforschers. Da Else bei Tisch viel aus ihrer Schule erzählte und dabei viel lachte, waren diese ersten Eindrücke von der Schule für mich verlockend. Aber leider reichte solch ein Kreis für mich nicht aus, da ich ja doch nach dem Wunsch der Eltern studieren sollte.

Das deutsche Gymnasium

Doch gab es noch einen andern Weg. Ein deutscher Schulmann hatte einen Plan entwickelt, um in den schwierigen Verhältnissen das Bestmögliche zu erreichen. Herr von Eltz war ein guter Pädagoge, und ich habe ihn sehr verehrt. Er gründete ein Privatgymnasium, in dem fast ausschließlich deutsche Lehrkräfte unterrichteten. Auch unter den Schülern waren Nichtdeutsche eine kleine Minderheit. So erreichte er, daß in seiner Schule bei russischer Unterrichtssprache der Geist und die Ordnung deutsch blieben. Außerhalb der Unterrichtsstunden hörten wir kaum ein russisches Wort. Zehn Jahre bin ich in diese Schule gegangen und habe trotz der ja nie ausbleibenden schmerzlichen Vorfälle eine ungetrübte und dankbare Erinnerung an die Eltzsche Schule behalten.

Noch sehe ich jenen sonnigen Augusttag vor meinen Augen. Fast körperlich fühle ich die Spannung und Neugierde, die sich an jenem Tage in meinem Herzen regte: Wie wird das alles sein? Was wird man von mir verlangen? Ich war zu

Hause so sehr als der Kleine erzogen, daß ich sehr unselbstständig blieb. Dazu hatte ich in meiner natürlichen Schüchternheit eine große Scheu vor der Berührung mit fremden Menschen. Ich sehe mich unter den Linden der Esplanade



Im von Eltzschen Privatgymnasium

zwischen meiner Mutter und meiner großen Schwester, die rechts und links meine Hände gefaßt hatten, diesen ersten Schritt in die Welt hinaus gehen. Auf meinen kleinen Ranzen war ich etwas stolz, und das Band mit dem angefeuchteten Schwämmchen von der Schiefertafel tanzte fröhlich im Winde. Unser Ziel war die Kirchenstraße Numero vier, wo eine Treppe hoch in einem Mietshause zwei große Wohnungen verbunden und für die Schule eingerichtet waren. Für moderne Begriffe war alles sehr unzureichend und einfach. Der geölte Fußboden, auf dem man so leicht ausglitt, war mir unappetitlich und gab zusammen mit den meist nassen Mänteln, die im Klassenraum aufgehängt wurden – mit dem Angstschweiß so vieler Edlen – einen recht penetranten Duft. Um in die drei untersten Vorbereitungsklassen zu kommen, mußte man durch das kleine Lehrerzimmer gehen, das mit einer Fülle von Symbolen der Gelehrsamkeit geschmückt war. Später war ich herzlich dankbar, daß durch diese engen Verhältnisse die Schule einen familiären Charakter trug.

Die Lehrer

Unser Lehrer, Herr Freymann, hatte die Stirn eines preußischen Unteroffiziers, dazu eine rauhe, tiefe Baßstimme und breite Hände, die gewöhnlich als Fäuste auf seinen Knien ruhten. Diese Hände spielten bei der Erziehung insofern keine Rolle, als eine körperliche Züchtigung in der Schule in keiner Form in Frage kam. In ganz Rußland war jede Prügelstrafe in der Schule streng verboten. Es herrschte trotzdem eine gute Disziplin auch in den oberen Klassen. Daß im deutschen Reich der Rohrstock damals noch seine Bedeutung hatte, habe ich immer als unwürdig empfunden.

Wir jüngsten ABC-Schützen hatten sogar eine Klassen-dame, die während des Unterrichts dabeisaß und uns kleine

Leute in der Pause beaufsichtigte. Ich blamierte mich eines Tages unsterblich vor Fräulein Tonagel, als ich zugeben mußte, daß ich noch nicht nach der Uhr zu sehen verstand. Ich finde auch heute noch den geistigen Vorgang zur Erkenntnis der Uhrzeit kompliziert.

Die offenbar recht altmodische Unterrichtsmethode unseres Lehrers brachte mich zuerst in rechte Verlegenheit. Ich wurde pessimistisch, ob ich seinen gelehrten Ausführungen gewachsen sei. So saß ich ziemlich ratlos da, wenn er mit seiner rauhen Stimme davon sprach, daß alle Worte aus Silben beständen. Offenbar hatte er den Ofen als Beispiel genommen. Die Kunst der Abstraktion ging mir jedoch völlig ab. Ich sah öfters erstaunt nach dem großen Kachelofen in der Ecke und konnte beim besten Willen nichts von Silben an ihm entdecken. Dagegen schien mir wahrscheinlich, daß Silben irgend etwas mit Silber zu tun hätten. Trotzdem habe ich Lesen und Schreiben gelernt, und das war wohl weniger ein Erfolg meines verehrten Lehrers, als ein Zeichen dafür, daß Gott jedem Menschen eine Schöpfungsgrundlage mitgibt.

Viel interessanter waren mir seine Religionsstunden. Er zeichnete in schnellen Strichen mit Kreide eine Karte des Heiligen Landes auf die Tafel. Am bedeutsamsten war mir, daß das Paradies auf dieser Landkarte rechts oben war. Daß wir es verloren hatten, stand bei mir schon lange unwandelbar fest. Aber nun erwachte bei mir der Wunsch, nach dieser Karte jene Gegend aufzusuchen, um noch etliche Paradiesreste zu entdecken. Vielleicht ist dieser kindliche Wunsch später in anderer Weise in Erfüllung gegangen.

Eine Aula hatten wir in der Schule nicht. In der größten Klasse, wo über dem Katheder Hoffmanns Bild »Die Predigt Jesu am See« hing, versammelten wir uns alle täglich zur Morgenandacht. Hier lernte ich von früher Kindheit an eine Anzahl Lieder so oft singen, daß sie mir ziemlich im Gedächtnis geblieben sind: »Ach bleib mit deiner Gnade«, »O

Gott, du frommer Gott«, »Ich will dich lieben, meine Stärke«, »Ringe recht«, »Fahre fort«, »Segne und behüte« und andere. Bei manchen Liedern beschleicht mich noch heute beim Kirchengesang ein unerklärliches Druckgefühl, als gäbe es gleich einen russischen Klassenaufsatz oder eine Mathematikaufgabe, die ich nicht recht verstanden hatte. Die Andacht hielt der Religionslehrer. Dieser war in den meisten Fällen ein Theologe und nie ein Sprach- oder Mathematiklehrer, wie ich's in Deutschland erlebte. War er verhindert, so las Herr von Eltz eine Andacht vor und betete ein Vaterunser. Seine schlichte männliche Art machte mir Eindruck.

Im Laufe des neuen Jahres bekamen wir als Religionlehrer den jungen Pastor Hermann Bergengruen, dessen heiliger Ernst beim Unterricht mir großen Eindruck machte. Er erzählte uns von der Rigaschen Stadtdiakonie (»Stadtmision« durfte sie nicht heißen, weil evangelische Missionen in Rußland verboten waren). Er zeigte uns auch eine Bilderbibel – die erste die ich sah –, und er erwärmte mein Herz für die Heidenmission, so daß ich eine Zeitlang das Leipziger »Missionsglöckchen« las. Er hat einen guten Grund gelegt. Im Jahre 1919 wurde Pastor Bergengruen Märtyrer für seinen Glauben. Als die Bolschewiken ihn zum Richtplatz führten, soll er laut ein Glaubenslied gesungen haben. Er war der Onkel des später bekannt gewordenen Schriftstellers Werner Bergengruen.

Noch um eine andere Lehrkraft erweiterte sich der Lehrkörper unserer Klasse: Die jüngere Schwester unserer Klassendame wurde unsere Lehrerin. Gegenüber dem Feldwebeläußeren meines Lehrers Freymann machte sie einen anmutigen, jugendlichen Eindruck. Ich habe sie etwas angeschwärmt und zu Hause viel von ihr erzählt. Ihre Jugendlichkeit wurde auch dadurch betont, daß sie einen fußfreien Rock trug. Bis dahin hatte ich alle Damen mit schlep-penden Röcken gesehen, wie die gräßliche Mode der Jahr-

hundertwende es vorschrieb. Das Bürstenbändchen, das die Kante der Röcke umsäumte, bürstete den Staub auf der Straße zu Wolken empor. Nur bei Schmutzwetter suchte unsere Mutter nach ihrem »Pagen«, was aber kein Negerbub in Livree war, sondern bloß ein Gummiband, um den langen Rock auf der schmutzigen Straße aufzuschürzen.



Die Familie 1900

Bei Zeus – Russisch ist schwer!

Für die drei Vorbereitungsklassen gab es sonnabends von 12–1 Uhr noch eine Stunde »Vortrag«. Auf diesen freute ich mich schon die ganze Woche. Pastor Poelchau, der spätere Bischof, erzählte uns dann die griechischen Sagen. Ich kann gar nicht sagen, wie gespannt und interessiert ich in diesen Stunden zuhörte! Heute noch, beim Lesen griechischer Sagen oder der Odyssee Homers stehen mir die kindlichen Phantasiebilder von damals vor Augen. Ich sehe die schwimmenden Felsen der Dardanellen, die dem Schiff der Argonauten das Steuerruder abklemmen. Mir schaudert vor der abscheulichen Drachensaat in Kolchis, und mich ekelt vor der kindermordenden Medea. Achill war mein ganzer Schwarm, gegen den Hektor trotz des bedauerten Priamus nicht aufkommen konnte. Fast schrie ich auf, als die Schiffe der Griechen in Flammen aufgingen. Wie haßte ich den Thersites. Mein Trost war der schlaue Odysseus, den ich gern auf seiner langen Irrfahrt begleitete. Selbst die allzu menschlichen Götter auf dem Olymp fand ich herrlich.

Sprach ich in der Pause mit den acht- bis neunjährigen Jungen der nächsten Klassen, so verzagte ich oft am hohen Ziel dieser Grundstufenbildung. Wenn sie mir aus den russischen Stunden von Frau Menschikowa erzählten, deren keifende Stimme ich oft durch die Doppeltür gehört hatte, die unsere Klassen trennte, dann bebte mein Herz. Hatte ich auch zu Hause einige russische Brocken bei unserer Marja, unserer langjährigen Bonne, gelernt, damit ich mich überhaupt an diese schwierige Sprache gewöhnte, so war es schon in meiner C-Klasse nicht einfach, nach dem bunten Anschauungsbild die russischen Vokabeln zu lernen: »Jelj« – die Tanne, »Wadapad« – der Wasserfall, usw. So erwarteten mich in den nächsten Klassen russische Diktate. Die älteren Jungen erzählten mir, sie mußten zum Beispiel auf russisch hinschreiben: 3 498 Kühe! Ich weiß, daß eine tiefe

Entmutigung mich bei diesem Beispiel packte. Ich sagte mir: Das lerne ich nie! Auch der Rechenlehrer verlangte ja Übermenschliches, etwa das kleine Einmaleins! Aber er hatte Humor und konnte uns oft väterlich mitleidig anlächeln. Das tat wohl.

Vor Weihnachten war immer das Schulfest in der Turnhalle des Rigaer Turnvereins. Staunend hörte ich den Prolog der Jungfrau von Orleans. War dieses blasse schlanke Mädchen mit Helm und Fahne wirklich ein Schüler der obersten Klasse? Nachher sah ich, wie meine Mutter der Baronin Tiesenhausen gratulierte zur glänzenden Leistung ihres Edmund. Und turnen konnten die Großen! Ich staunte. Mein eigener Mut beim Turnen war stark herabgemindert, seit ich vom Reck gefallen war und auf den Rücken schlug, so daß mir Luft und Sprache vergingen. Diese Schulfeste wurden später zu Höhepunkten in meinem Schulleben. Besonders dann, als ich selbst der darstellenden Muse meine Dienste widmete. Aber damals war ich schon groß.

III. Krieg und Revolution

Der Russisch-Japanische Krieg

Je breiter der Strom meiner Erinnerungen wird, umso schwerer ist es, das reiche und mir so liebe Material zu ordnen. Es scheint mir wirklich eine gute alte Zeit gewesen zu sein. Und das Gute an dieser alten Zeit war, daß sie für uns Kinder fast keine spürbaren Einschnitte kannte – wenn auch in diesem Kapitel von solch einem Einschnitt die Rede sein soll. Aber im übrigen gab es keine Wunden, die vernarben mußten; keinen Niedergang, dem ein Aufstieg folgte. Meine Kinderzeit im Elternhause verlief so reibungslos, daß sie mehr einem spiegelglatten See glich als einem sprudelnden Bach. Was wußte ich von den sozialen Nöten und den politischen Ungerechtigkeiten im alten Zarenreich! Unsere Eltern verstanden es, uns Kindern das Unangenehme und Häßliche fern zu halten.

Aber ja: da kam der Russisch-Japanische Krieg im Jahre 1904. Selbst diese Zeit wäre für mich fast unbemerkt vorbeigegangen, wäre nicht in seinem Gefolge die erste Revolution über unsere Heimat gebräust, die mir dann als dem Zehnjährigen allerdings die erste Auslandsreise brachte.

Ich erinnere mich dunkel, daß eines Tages unser Onkel Georg, der jüngste Bruder meiner Mutter, der als Arzt praktizierte, beim Eintreten ins Zimmer sagte:

»Na, mit Japan wird es wohl Krieg geben.« Das war vielleicht nicht anders gemeint als die Äußerung eines Kaffeehauspolitikers, aber mein neunjähriges Jungenohr hatte das Wort aufgeschnappt, und die Phantasie begann zu arbeiten. Ich war ja nun nicht mehr ganz so klein wie während des Burenkrieges zu Anfang des Jahrhunderts. Und schon malte ich mir aus, daß ich am Strandufer im Sommer Zeuge einer Seeschlacht sein könnte. Aber der Krieg verlief für uns und

unsere Familie nicht viel anders als für den Bürger aus Goethes Osterspaziergang: »Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn draußen weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen.«

Zu Anfang des Krieges hatte wohl das mächtige Zarenreich gegenüber dem kleinen Japan gemeint: »Mit unserer Mütze wollen wir es zudecken.« Doch endete der Krieg bekanntlich für Rußland katastrophal. Und mit das Schlimmste war, daß allerhand peinliche Bestechungsaffären und grobe Unordnung in der Verwaltung offenbar wurden.

Revolution

Bald kam es im engen Zusammenhang mit dem Kriegsausgang in der Heimat zu Ereignissen, die uns alle sehr persönlich trafen. Noch ehe der Krieg durch den Frieden von Porthmouth 1905 sein Ende fand, brach an vielen Orten, in Petersburg, Moskau, Odessa und besonders in den baltischen Ostseeprovinzen, die Revolution aus. Jahrzehntlang hatte die russische Regierung die lettische Landbevölkerung gegen die deutschen Barone aufgehetzt, um nach dem Grundsatz: »Divide et impera« – »Teile und herrsche!« – mit dem Deutschtum und allen Fremdvölkern im Grenzgebiet »fertig zu werden.« Soziale und nationale Gegensätze kamen zusammen. Und die Geister, die die Regierung gerufen hatte, wurde sie nun nicht los. Sie wandten sich auch gegen den Zaren.

Wie es anfang, weiß ich nicht. Mein Ohr war gut, aber weil ich auf Rückfragen nichts erfuhr, blieb es bei Bruchstücken. Mit Revolutionen hatte ich noch keine Erfahrungen gemacht. Später wurde diese Lücke meiner Bildung allerdings reichlich ausgefüllt. Heute weiß ich besser Bescheid.

Es mag im Januar 1905 gewesen sein, als die Großen von

allerhand unheimlichen Vorgängen in Petersburg flüster-ten. Da wurde von Gapon, dem Priester, geredet »Winterpa-lais . . . Arbeiterdemonstrationen . . . viel Tote«. Das waren etwa die Stichworte, die ich hörte und die meine Neugierde anstachelten. Dann hieß es wieder, vor der Gertrudkirche in Riga sei der ganze Platz mit Flugblättern bedeckt gewesen. Die Sache wurde spannend. Wenn ich doch mehr erfahren könnte!

Mit Schweigen allein kam nun unsere Mutter nicht mehr durch. Sie mußte uns Kinder ein wenig instruieren, damit wir uns der neuen Lage entsprechend zu verhalten lernten.

»Nimm nie ein bedrucktes Blatt in die Hand, das du auf der Straße findest! Laß dir auch keines in der Straßenbahn in die Hand drücken oder in die Tasche schieben! Sonst kommst du nach Sibirien!«

Das war eine Sprache, die ich verstand. Mein Bruder fügte noch manche pikante Einzelheiten hinzu: Er wußte von einem Manne, der nach Sibirien verschickt sei, weil die Polizei in seiner Tasche ein Flugblatt gefunden habe, das ihm jemand unbemerkt zugesteckt hatte. Nach solchen aufregenden Sensationen juckten förmlich meine Ohren.

»Stell dich nicht dazu, wenn auf der Straße ein paar Leute zusammenkommen . . . du kommst sonst nach Sibirien!« Neue Worte und Begriffe bildeten sich in meinem Jungengehirn: Bomben und Petarden, Attentate und Meetings, Agitatoren und Konvois – alle diese Worte bekamen Inhalt und Farbe. Vielleicht nicht immer die richtige, aber doch eine interessante.

Weil unserer Mutter das Treppensteigen schwer wurde, waren wir inzwischen umgezogen und lebten nur eine Treppe hoch in der Elisabethstraße, Ecke Antonienstraße. Mein Schluweg war nun etwas anders geworden, und ich hatte das stolze Gefühl, daß Herr von Eltz, unser Direktor, mir gegenüber wohnte. Auf diesem Schulweg hatte ich mein erstes Revolutionserlebnis.

Eben hatte ich unser Haus verlassen, da fuhr zwei Häuser weiter eine Kutsche vor, in der zwei bleiche Herren mit Aktentaschen saßen. Der Wagen war begleitet von einem Konvoi von etwa sechs Kosaken zu Pferde. Erst nachmittags erfuhr ich, daß der Kassierer einer großen Firma von Revolutionären erschossen und das Geld, das er mit sich führte, geraubt war. Nun wurden seine Nachfolger von Kosaken begleitet. Diese waren bald ein gewohntes Bild auf den Straßen Rigas. Auf kleinen, schnellen Pferden, oft mit Piken bewaffnet und neben sich am Sattel stets die Nagaika hängend, die gefürchtete, kurze Peitsche, die mit Nägeln und Bleikugeln beschwert war. Mit dieser Peitsche schlugen sie erbarmungslos ein, wenn eine Straße von Demonstranten geräumt werden sollte.

Trotz dieser Kosakenhilfe und obwohl der Belagerungszustand für unsere Provinzen erklärt war und bei jedem Schutzmann zwei Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr Wache standen, nahm die öffentliche Unsicherheit zu. Ganz besonders auf dem Lande, wo viele Morde an Gutsbesitzern und Pfarrern geschahen und zahllose Schlösser und Gutshäuser in Flammen aufgingen. Auch in Riga waren Überfälle an der Tagesordnung.

Eines Tages kam ich nachmittags aus meiner Turnstunde. Vor unserem Hause war ein Pferd gestürzt. Ich stand im Kreise der Neugierigen. Plötzlich ertönten die Straße hinauf mehrere Schüsse. Im Nu war alles auseinandergestoben. Auch in unserem Hausflur, in den ich geeilt war, standen zitternde Menschen. Für mein Jungenherz war das hochinteressant. Endlich hatte ich auch etwas erlebt. Irgendwo war ein Überfall auf einen kleinen Kolonialwarenladen verübt worden.

Die deutsche Bevölkerung bewaffnete sich im sogenannten »Selbstschutz«, der straff organisiert wurde. In jeder Wohnung gab es eine Alarmglocke, möglichst in jedem Hause einen bewaffneten Selbstschutzmann. Dabei sollen

komische Zwischenfälle passiert sein. Ein junger Mann, der spät aus unserem Hause wollte, fand die Haustür verschlossen. Er drückte auf eine Glocke, in der Hoffnung, hinausgelassen zu werden. In wenigen Augenblicken stürzte in unzureichender Bekleidung unser Turnlehrer aus dem obersten Stock mit dem Gewehr in der Hand herunter, um einem vermuteten Überfall zu wehren. Ähnliche Mißverständnisse sollen auch sonst vorgekommen sein.

Wie soll es weitergehen?

Zwei Ereignisse im Herbst 1905 verleiteten unseren Eltern den Aufenthalt in Riga so sehr, daß sie zu einem auch für mich weittragenden Entschluß kamen. Das erste war der Schulstreik – eine typisch russische Angelegenheit. Die russischen Schulen waren weithin politisiert. Da kein Schulgesetz den Besuch von Schulen erzwang oder das Eintrittsalter festlegte, waren besonders die russischen und zahlreichen jüdischen Schüler in den oberen Klassen meist im vorgeschrittenen Alter. Eines Tages nun proklamierten diese Kreise den Generalstreik der Schüler. Es kam zu allerhand Tätlichkeiten auch gegen die Lehrer. Bei uns im Eltzschen Gymnasium ging natürlich alles gemütlicher zu. Als ich eines Tages nach der Mittagspause wieder der Schule zupilgerte, begegnete mir ein vor Trunkenheit torkelnder alter Maurer, der mir im Rausch zurief:

»Feierabend! Feierabend!« Das war das deutsche Schlagwort für den Streik. Der Mann gefiel mir, ich winkte ihm fröhlich zurück. In der Schule aber war große Aufregung. Herr von Eltz, der wie ein Vater für seine Schüler besorgt war, machte sich begreiflicherweise viel Sorgen. Wir wurden alle nach Hause geschickt, und damit schlossen sich für mich auf unbestimmte Zeit die Pforten des Tempels der Wissenschaft. Ich war nicht unzufrieden über die Ferien.

Aber bei unserer Mutter lief das Faß der Geduld durch das andere Ereignis über. Die Agitatoren, die den Generalstreik vorbereiteten, wollten auch die Dienstboten organisieren und radikalisieren. Dazu setzten sie ein »Meeting« an in der Moskauer Vorstadt, die fast nur eine proletarische Bevölkerung hatte. Unsere beiden lettischen Dienstboten, Minna, die Köchin, und Alide, das Stubenmädchen, standen treu zu uns und waren allen revolutionären Bestrebungen abhold. Sie dachten also nicht im entferntesten daran, der freundlichen Einladung zu einem Meeting zu folgen. Der Tag der Versammlung kam, wir sahen einen Riesenschwarm von Köchinnen und anderen dienstbaren Geistern die Straße hinabziehen. Aber die unsern waren nicht dabei.

Da gingen zu unserem Schrecken Boten der Revolution von Wohnung zu Wohnung und holten die Säumigen ab. Auch an unserer Küchentür trommelten kräftige Fäuste. Alide rief geistesgegenwärtig; »Ja, ja, geht nur voran, wir ziehen uns noch unsere Stiefel an!« Die viel jüngere Minna aber lief angsterfüllt ins Zimmer zu ihrer »gnädigen Frau« und verkroch sich buchstäblich unter ihre Schürze, um bei ihr Hilfe zu suchen. Nun, das Gewitter ging vorüber. Aber unserer Mutter riß der Geduldsfaden. Unsere Eltern gehörten zu jener Generation unter den Balten, die nichts weiter suchten, als ungestört ihr privates Leben zu führen. Nun war dies »my house, my castle« gefährdet. Die Fäuste sozialistischer Revolutionäre, die an unsere Küchentür getrommelt hatten, kündigten ein neues Zeitalter an. Der Bürger wurde aus seiner Ruhe geweckt. Wir erkannten das Alarmsignal.

Auf nach Berlin

Eines Tages überraschten uns die Eltern mit der Nachricht: »Kinder, wir fahren alle nach Berlin!« Welchen Jubel diese

Nachricht in mir auslöste, ist mit Worten nicht auszudrücken. Berlin! – das war für mich der Inbegriff alles Schönen. Meine Eltern waren viel im »Ausland« gewesen. Das hieß soviel wie Deutschland oder Österreich. Thüringen und Tirol, den Rhein und den Bodensee, die sächsische Schweiz und Oberbayern hatten sie gesehen und uns Kindern viel davon erzählt. Ihre Reiseerinnerungen schmückten unsere Zimmer. An der Wand hing ein großer Stich vom Königsee. Nürnbergs Bratwurstglöcklein und das Dürerhaus standen in kleinen Kopien auf Mutters Schreibtisch. Doch all diese Pracht deutscher Natur und Romantik, deutscher Geschichte und Reiseerinnerungen schien mir in dem Begriff »Berlin« verkörpert. Meine geographischen Kenntnisse und Maßstäbe waren noch ungenau. Waren nicht die Eltern bei allen diesen Reisen nach Berlin gefahren? In meiner kindlichen Perspektivenverschiebung sammelte sich das ganze deutsche Ausland auf einen Punkt: Berlin!

Und dahin sollte es nun gehen! Ich begann die Revolution zu preisen, die mir solche Genüsse schaffen sollte. Der Entschluß meiner Eltern stand nicht allein. Viele packten damals ihre Koffer, da der Staat aufhörte, seinen Bürgern Schutz geben zu können. Damals sang Hans Fender, unser Komiker am deutschen Stadttheater, in der Operette von der »Geisha« als Einlage folgenden Coupletvers:

»Neulich kam ein Fremder an, sich Riga zu besehn. Kinder, fragt er, wo sieht man bei euch die Schutzleut stehn? Wir suchen alle Straßen ab und alle Straßen auf; schließlich – auf 'ner Ansichtskarte, da war einer drauf«.

Mein Vater übergab sein Geschäft der Aufsicht eines guten Freundes. Unsere Mutter dirigierte mit erfahrenerm Blick das Packen und sorgte für genügend Mundvorrat, denn die Reise dauerte damals von Riga nach Berlin fast sechs- unddreißig Stunden, zwei Nächte und einen Tag.

Ich erinnere mich an diese Bahnfahrt, als ob es gestern gewesen wäre. Auf dem Bahnsteig standen allerlei Leute,

die uns mit ernstem Gesicht das Geleit gaben. In unserem russischen Wagen zweiter Klasse gab es reichlich Platz. Die »Reisepaudel« – der Karton mit den Eßvorräten – war mit allerhand Leckerem gefüllt: Speckkuchen, in Butterteig gebackene Würstchen, Saftpiroggen, Butterbrote aller Art, Limonadenflaschen! Wir lebten wie die Götter. Zur Nacht streckten wir uns aus, und der gemächlich mit vierzig Kilometer Stundengeschwindigkeit dahinwackelnde Zug wiegte uns zart in den Schlaf. Die große Spurweite der russischen Bahnen war zum Reisen besonders bequem. Speisewagen gab es freilich nicht. Aber der Schaffner sorgte für heißen Tee, und am Tage hielt der Zug zur Mittagszeit eine reichliche Stunde in Koschedary, einem litauischen Eisenbahnknotenpunkt, damit alle Reisenden gemächlich dinieren konnten. Ich erinnere mich der tatarischen Kellner in sauberen weißen Schürzen, die im großen Speisesaal des Bahnhofs durch lautes Stühlerücken die Gäste einluden, an ihrem Tisch Platz zu nehmen.

Abends waren wir über Wilna-Kowno an der Grenzstadt Wirballen angekommen. Ich war zwar müde, aber die Spannung wuchs: Bald bist du in Deutschland! Auf dem Bahnhof fielen mir große Mengen Auswanderer auf, deutsche Kolonisten aus Südrußland auf dem Wege nach Amerika.

An der deutschen Grenzstation Eydtkuhnen erwartete mich die erste Sensation: Ich sah die erste Pickelhaube, wie ich sie bisher nur bei meinen Bleisoldaten gesehen hatte. Bald folgte die zweite Sensation: Unser Gepäckträger sprach ein fehlerfreies Hochdeutsch! Das war für mich bisher ein Zeichen von besonderer Bildung. Ach ja, wir waren ja in Deutschland! Die dritte Sensation war der D-Zugwagen zweiter Klasse. Wir sechs – die Eltern und vier Kinder – paßten gerade in ein Abteil, und jeder bekam einen Lehnstuhl für sich. Es war zum Staunen! Und als wir auf der Fahrt waren, erschien sogar der Kellner aus dem Speisewagen, ergriff zwei Klapp Tischchen, die im Korridor angeklemt waren,

stellte sie zwischen uns und servierte uns ein Abendessen. Das war schon fast wie im Märchen vom »Tischlein deck dich«. Ich fühlte mich wie der Schah von Persien auf Reisen.

Ich schlief großartig, bis die Mutter rief: »Kinder, Küstrin! Wir müssen uns fertigmachen!« Der Zug rollte über eine Eisenbahnbrücke. Auch für Morgentoilette auf Reisen hatte unsere Mutter alles aufs beste gerüstet. Abwechselnd verschwanden wir im Waschraum des D-Zugwagens, wo man sich nicht nur Gesicht und Hände wusch, sondern sogar die Zähne putzte. Beinahe wie zu Haus! Im übrigen hatten wir alle, auch wir Kinder, auf der ganzen Reise graue baumwollene Handschuhe an, damit die Hände einigermaßen sauber blieben.

Bis Berlin mußte nun alles zusammengepackt werden. Meine Augen aber bohrten sich neugierig in den kalten, dunklen Herbstmorgen hinein, ob nicht schon etwas von den Wundern zu sehen wäre, die mir Berlin bieten sollte. Aber ich sah nur Straßenlaternen, Brücken, Brandmauern – gar nichts Besonderes. Fast beschlich mich eine leise Enttäuschung. Vor sechs Uhr morgens rollten wir im Bahnhof Friedrichstraße ein. Es war noch dunkel. Ich muß sehr müde gewesen sein, denn ich erinnere mich an nichts. Dennoch war ich entrüstet, als die Mutter verkündete, wir sollten uns alle im Hotel noch mal zu Bett legen. In Berlin?! Wie konnte man da an Schlafengehen denken! Ich wußte ja wohl: Ich werde mich der Gewalt beugen müssen. Aber einschlafen? – nein! das konnte kein Mensch von mir verlangen.

Meine guten Vorsätze von wegen Nichtschlafen versanken dennoch im großen Hotelbett. Ein sonniger Tag leuchtete durch das hohe Fenster, als der Vater kam und fragte, ob wir ausgeschlafen hätten. Nun brach ein Tag des Staunens und der Wunder an. Allerdings: Auf Eseln konnte man nicht »Unter den Linden« reiten, wie ich gehofft hatte. Das mußte ich mit der Wartburg oder dem Drachenfels verwechselt haben.

Berlin war eine Reise wert

Es fing beim Frühstück im Hotel »Westfälischer Hof« an, wo der Hotelier, Herr Blum, als langjähriger Bekannter der Eltern, nun auch die vier Kinder seiner treuen Reisekundschaft begrüßte. Ein Teppich bedeckte den ganzen Fußboden. Ich kam mir fürstlich vor. Und auf dem Frühstückstisch »Berliner Knüppel«, die knusprigen Brötchen! Dazu Butter in lustige Formen gepreßt. Und Marmelade fast ohne Beschränkung! Im Nebenzimmer lagen ein Dutzend Zeitungen. Ich glaubte, im vornehmsten Hotel Berlins zu sein, und es war doch nur ein sauberes, gutes Familienhotel zweiter Güte.

Schon am Vormittag wurde der erste Gang gemacht, denn bei »Herzog« sollten die dringendsten Besorgungen gemacht werden. Nun ging das Staunen erst richtig los. Schon im Zimmer horchte ich auf das dauernde laute Gehupe der Autos in den verschiedensten Tonlagen. Im übrigen aber vermißte ich den Straßenlärm vom holprigen Pflaster Rigas. Die blank geputzten Asphaltstraßen, die Kolonnen der Straßenkehrer mit großen Schrubbern imponierten mir schon. Aber noch mehr die Autos, wie ich sie in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Sie ließen sich nicht vergleichen mit jenen vierrädrigen Motorrädern, die je und dann auf Rigas Straßen mit fürchterlichem Geräusch einherrollten.

Freilich machten auch diese Berliner Autos ordentlich Krach und nicht geringen Gestank. Die hohen und breiten Autodroschken sahen aus wie Kutschen, denen die Pferde abhanden gekommen waren. Wollte man mit solch einem Auto fahren, so sprang der Chauffeur heraus und drehte vorne mit einer Kurbel den Motor an. Im übrigen beherrschte im Jahre 1905 noch die Pferdedroschke das Berliner Straßenbild. Dazu die Pferdeomnibusse, in die man im Fahren einspringen mußte! Das war lustig.

Und nun waren wir »Unter den Linden«. Ich hielt mich in der Nähe der Eltern, die unermüdlich im Erklären waren: Dort hinten das Brandenburger Tor! Hier – das Café Bauer, da gehen wir nächstens hin! – Gingen da drüben nicht zwei Marokkaner im weißen Burnus? Und eben begegnete uns ein richtiger Neger! Ja, jetzt war ich in einer Weltstadt. Und an der Ecke der Friedrichstraße ein Schutzmann zu Pferde mit der Pickelhaube auf dem Kopf, den Schnurrbart hochgewichst. Er dirigierte den Verkehr, während das Pferd wie gemeißelt dastand, ohne durch die Autos nervös zu werden.

Und dann die Soldaten mit ihren bunten Uniformen! Schon hatte ich einen roten und einen blauen Husaren gesehen und einen Ulanenoffizier, der den Helm schief auf dem Kopfe und den Schleppsäbel an der Seite trug – ganz wie ich sie in den »Fliegenden Blättern« gesehen hatte.

»Und dies ist der alte Fritz! Und dort ist das Palais des alten Kaisers und das Eckfenster, durch das er täglich die Wache aufziehen sah! Und drüben steht die Wache vor den schönen Säulen am Kastanienwäldchen! Und die Anlage dort ist der Lustgarten, und das ist das Schloß!« Mir wirbelte der Kopf von all den Neuigkeiten. Schließlich waren wir in der Breiten Straße, und ich staunte über die uniformierten Ladendiener von Rudolf Herzog, die an ihren Mützen zweistellige oder gar dreistellige Zahlen trugen.

Die nächsten Tage verlebte ich wie im Rausch. Der Verkehr der Straßen und die vielen Menschen und Wertheim, das Warenhaus, wo man alles bekommen konnte – vom Briefumschlag und Salzhering bis zum Ölgemälde und Automobil! Und dann die Restaurationen (wir waren meist bei »Pschorr«), wo man sich alles nach Geschmack aussuchen konnte!

»Na, Hans isst gewiß wieder ein Wiener Schnitzel«, sagte die Mutter. Ich antwortete:

»Ja, aber hernach einen Apfelkuchen mit Schlagsahne.« Ach, es war alles so schön! An Theater und sowas war noch

nicht zu denken. Schließlich waren wir auf der Flucht. Die Zukunft der Heimat war sehr ungewiß. Es mußte gespart werden.

Auch einige Enttäuschungen gab es. Der Tiergarten hatte nichts mit Tieren zu tun, so schön er war. Aber umso phantastischer war dann der Berliner Zoo, der immer mein Lieblingsplatz blieb.

Wir konnten nicht dauernd im teuren Hotel wohnen. Es mußte eine Pension gesucht werden. Gerade darin aber hatten die Eltern keine Erfahrung. Ein Angestellter einer Firma, mit der unser Vater eine alte Geschäftsverbindung hatte, übernahm die Vermittlung. Vom Grunewald als modernes Villenviertel hatten wir viel gehört; es sei da still malerisch und so recht zum Ausruhen.

Reinfall am Grunewald

Und eines Tages wohnten wir in der Pension, nahe dem Bahnhof Grunewald in der Auerbachstraße. Es war ein grandioser Reinfall!

In den ersten Tagen war es noch erträglich. Gretel und ich spielten im Garten. Das Wetter war freilich oft regnerisch und kalt. Schlimmer aber war es, daß wir zu Mittag nicht satt wurden. Gewiß, wir waren verwöhnt und hatten alle einen großen Appetit. Aber es kamen oft weniger Stücke auf den Tisch, als hungrige Münder sich aufsperrten. Else, die am wenigsten schüchtern war, und allezeit die liebenswürdige Form zu wahren verstand, sagte dann wohl: »Ach was, ich gehe zur Küche und hole noch was.« Der Vater war wütend, liebte aber keinen Krach, vor allem nicht in den vier Wänden. Also stiegen wir nach dem Mittagessen in die Stadtbahn und fuhren bis zur Friedrichstraße, wo wir bei Aschinger – Bierquelle Numero 33 – alle satt wurden.

Aber dieser Ausweg konnte ja keine Dauereinrichtung bleiben. Es kam schließlich soweit, daß wir einen Rechtsanwalt in Anspruch nehmen mußten, um aus dieser Situation wieder herauszukommen. Ich hörte darüber nur bruchstückweise. Aber der »Volkszorn« war doch so gestiegen, daß ich bei dem Thema nicht immer das Zimmer zu verlassen brauchte. Dennoch blieben einige Züge jener Wochen als Lichtpunkte in Erinnerung.

Wegen des Generalstreiks gab es aus Riga keine Post. Umso größer war der Jubel, als eines Tages unsere Großmutter vor uns stand. Sie war mit Sohn Georg und Tochter Lida unserem Vorbild gefolgt und hatte Riga verlassen, zu hohem Jubel unserer aller. Unsere Tante zog ihres Leidens wegen in die Universitätsklinik. Und uns hielt es nicht mehr lange im Grunewald. Von seiner Schönheit verriet uns der Oktober- und Novembernebel auch nicht viel. In den Wald hinein wagte sich die Mutter mit uns Kindern nicht. Die Furcht vor der Unsicherheit, die wir noch aus der Heimat mitgebracht hatten, wo die Wälder voller Partisanen waren, vielleicht auch Zeitungsnotizen über gelegentliche Überfälle im Grunewald, veranlaßten uns, mehr auf den Promenaden der Villenkolonie spazieren zu gehen, wo wir uns der Gärten und schönen Häuser freuten.

Ende November verließen wir die ungastliche Pension. Aus der Einsamkeit des Grunewald zogen wir mitten in die Berliner City: in die Dorotheenstraße gegenüber dem heutigen Postamt NW 7, das damals gerade im Bau war. An die neue Pension denke ich heute noch mit viel Freude. Sie gehörte Fräulein Stinde, einer Nichte des in Lübeck bekannten Heimatdichter Julius Stinde. Die alte Mutter sprach am liebsten Plattdeutsch und nannte uns Kinder »lüttes Kropptüg«, das klang uns gemütlich. Fräulein Stinde sang mit Inbrunst des Abends die Rosenlieder von Eulenburg. Aber auch das ertrugen wir mit Geduld. Hier konnte nun die ganze Familie zusammenwohnen.

In der Dorotheenstraße

Unter den Gästen waren noch weitere baltische Flüchtlingsfamilien, aber auch sonst allerhand interessante Gäste, die ich neugierig beobachtete. Ich denke an den gemütlichen alten Oberstleutnant a.D., mit dem unsere Großmutter sich so gern unterhielt, oder an die Tochter eines bekannten Industriellen aus Lübeck mit ihrer damals modernen Cleofrisur. Da war auch die Russin, Frau Matschinska, die sich auffallend herausputzte und sich zu unserem Schrecken hernach als Varietésängerin entpuppte. Zu Tisch kam auch ein Theateragent aus Holland und ebenso ein Bankbeamter aus der Nachbarschaft, der dann das große Wort hatte und an dem ich staunend zum ersten Mal im Leben das große Format einer echten Berliner Klappe bewunderte. Als er einmal stolz über den Tisch rief, der deutsche Offizier sehne sich nach einem Kriege, antwortete der pazifistische Holländer lächelnd: »Ein Schlächtermeister ist auch kein Vegetarier.«

Wir lebten zwar eng, aber gemütlich. Und weil es bei Brandenburgs immer am gemütlichsten war, saßen auch oft viele Gäste bei uns, so daß eines Tages die Tür buchstäblich weder auf noch zu ging, zur lebhaften Belustigung aller Anwesenden.

Damit die Bildung des Zehnjährigen nicht zu arg einroste, wurde für mich ein Weg wissenschaftlicher Weiterbildung gesucht und gefunden: Ein deutscher Student gab mir und einem Rigaschen Schulkameraden, der in der Nähe mit seiner Mutter lebte, Unterricht. Freilich kam bei diesen zwei Wochenstunden noch weniger für die Wissenschaft heraus als beim Lateinunterricht von Onkel Georg.

Es nahte sich die Weihnachtszeit, und wir feierten bei allem Heimweh fröhlich in der Fremde. Vierzehn Tage später, zum russischen Weihnachten nach dem Julianischem Kalender, hielt Professor Reinhold Seeberg, unser Landsmann,

in der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche im Tiergarten einen Weihnachtsgottesdienst für die geflohenen Balten. Hier bekam die Wehmut freilich Überhand, zumal wir viele Landsleute trafen.

Das neue Jahr erwarteten wir in Leipzig, wohin uns eine seit Jahren mit den Eltern befreundete Familie eingeladen hatte. Für mich war es eine neue Erweiterung des Horizontes. Ich erinnere mich des Jahrmarktes vor dem schönen alten Rathaus. Daß Leipzig, das Klein-Paris, für mich nach dreißig Jahren noch eine ganz andere Rolle bekommen sollte, ahnte ich nicht, obgleich ich jetzt manchmal meiner Frau weiszumachen suche, mir wäre damals in der Waldstraße ein nettes zweijähriges Mädchen aufgefallen, die mit ihrer Großmutter spazieren ging! Sie will sich aber meiner durchaus nicht erinnern.

Im neuen Jahr fuhr unser Vater für einige Tage in die Heimat, wo die Verhältnisse ruhiger geworden waren, nachdem ein energischer Generalgouverneur durchgegriffen hatte. Des Vaters Nachrichten über Geschäfts- und Vermögensverhältnisse mögen bei seiner Wiederkehr nach Berlin nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe wir im März endgültig heimkehrten, standen die Wochen in Berlin noch unter der Devise: Nun wollen wir noch recht fröhlich sein! Die vielen Museen Berlins wurden mit Interesse besucht. Meine Schwester Else hatte sogar eine Hörerkarte für die Universität erlangt und hörte Vorlesungen über Goethes Faust, und wir waren viel per Droschke unterwegs.

Ja, die Droschkenkutscher Berlins! Namentlich unser Vater verstand mit seinem Humor, diese alten Originale zu nehmen. Als er einmal die Friedrichstraße hinunterfuhr, waren die Linden in Erwartung des Kaisers gesperrt. Dennoch ließ der Schutzmann die Droschke durch, und stolz drehte sich der Rosselenker zu seinen Gästen und sagte, mit der Peitsche rückwärts zum Hüter der Ordnungweisend:

»Det is nämlich mein Freund! Der kennt mir.«

»Nee, nee, mein Lieber«, sagte mein Vater darauf, »der weiß, daß ich der Kurfürst von Brandenburg bin.«

Der alte Berliner Kopf sah sich ehrfurchtsvoll um und lüftete seinen Zylinder.

Der Lieblingsort für uns Kinder war stets der Zoo, in den wir wiederholt mit den Eltern fuhren, wenn er auch im Winter lange nicht die Schönheit hatte wie im Sommer. Ein Zoo ist mir auch heute noch ein lebendiges Bilderbuch vom unerschöpflichen Reichtum der Schöpfung. Wir Kinder hatten natürlich bald unsere Lieblinge: den Bärenzwinger, wo man dem Meister Petz von oben her Zuckerstücke zuwerfen konnte, das Nilpferd, das einen ganzen Laib Brot auf einmal verschlang. Aber die Krone all dieser unvernünftigen Kreatur war doch die »Missi«, die Schimpansin. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man sie als eine der populärsten Gestalten des damaligen Berlin bezeichnet. Missi war so zahm, daß sie im Sommer mit den Kindern draußen spielte. Erst im Alter wurde sie vor Ärger über die unartigen Berliner Rangen ganz unausstehlich und mußte eingesperrt werden. Wir durften sie im Winter in ihrem Käfig besuchen, und ich war sehr stolz, daß sie mich wiederholt vor anderen bevorzugte, mir ihre langen Arme um den Hals legte, mich verliebt ansah oder bei der Hand im Käfig umherführte.

Einmal durfte ich auch mit Else ins Theater zum »Sommernachtstraum« Shakespeares, der im Neuen Theater unter Reinhardts Regie aufgeführt wurde. Mich überraschte die Ausstattung, als die Bühne sich langsam zu drehen begann und ein richtiger deutscher Wald mit Elfen und Gnommen an uns vorüberzog.

Zwei Höhepunkte brachte noch der letzte Berliner Monat. Erstens: ein Besuch in Potsdam. Das erschien uns wie eine weite Reise. Obgleich unsere Eltern Berlin kannten wie die eigene Westentasche, so waren sie doch nie in Potsdam gewesen. So kamen wir alle hier auf Neuland und genossen den Tag restlos. Unser Droschkenkutscher machte seine

Sache ausgezeichnet. Die Aufschrift im Theater: »Zum Vergnügen der Einwohner« steigerte unser Rigasches Wertgefühl, als unsere Mutter uns an die Aufschrift des Rigaschen Theaters erinnerte, die schon erwähnt ist: »Die Stadt den darstellenden Künsten«. Das Stadtschloß, das Marmorpalais, Schloß Babelsberg, vor allem Sansouci und das Neue Palais – alles wurde an einem Tage staunend besichtigt. Wir fühlten uns vom Geiste des alten Fritz umgeben, zumal als wir in seiner Gruft in der Garnisonskirche standen.

Eine besondere Freude erwartete uns, als wir im Gasthof »Zum Bären« ein stärkendes Mittagmahl zu uns nahmen. Der Wirt kam herein und sagte uns, gleich würde Ihre Majestät, die Kaiserin, am Hause vorbeifahren. Wir warfen Messer und Gabel hin, ließen gern das Schnitzel kalt werden und standen erwartungsvoll auf den Stufen vor dem Bären, bis die kaiserliche Kutsche, die uns aus Berlin wohl bekannt war, langsam vorüberfuhr. Kaiserin Augusta Viktoria, die schon längst unsere warme Sympathie hatte, saß im offenen Wagen; neben ihr als Backfisch mit Zopf ihre Tochter Viktoria (die spätere Herzogin von Braunschweig) und auf dem Rücksitz zwei Prinzen, es waren wohl Oskar und Prinz Joachim. Unser frohes Grüßen wurde durch majestätisches Zunicken erwidert, und hernach behauptete jeder von uns: »Mich hat sie angesehen.«

Bisher hatte ich in Berlin mit Hohen Herrschaften nicht viel Glück gehabt, obgleich ich mir manchmal die Beine in den Bauch gestanden hatte. Als ich einmal schon an der großen Zahl der Schutzleute merkte, daß der Kaiser wohl bald vorbei käme, stand ich fast eine Stunde in Erwartung. Und als das geschlossene Auto an mir vorüber fuhr, da hielt gerade ein fremder Wagen dicht vor mir, und ich sah nichts. Mir war zum Heulen. Aber einmal wurde ich an einem sonnigen Tag belohnt, als der Kaiser hoch zu Roß in blauer Husarenuniform mit seinem Adjutanten und begleitet vom Leibjäger auf dem Reitweg der Linden zum Brandenburger

Tor in den Tiergarten ritt. Mein Hurrageschrei kam von Herzen.

Die Hohenzollernhochzeit

Aber noch ein großes Ereignis stand uns bevor, und das war der zweite Höhepunkt unseres letzten Berliner Monats: die Hochzeit Prinz Eitel Friedrichs, des zweiten Kaisersohns, und gleichzeitig die Silberhochzeit des Kaiserpaares.

Ganz Berlin war auf den Beinen. Die Prinzessin Eitel Friedrich sollte feierlich durch die Linden zum Schloß einziehen. Schon war sie in Schloß Bellevue im Tiergarten, und nun sollte der Einzug durch das Brandenburger Tor stattfinden. Das war etwas für die Berliner! Sie hatten den Einzug der Kronprinzessin Cecilie vor ein oder zwei Jahren im Gedächtnis. »Det muß man jesehn ham«.

Wir Kinder wußten, wie sehr unsere Eltern alles Gedränge haßten. Daher rechneten wir mit keinerlei Beteiligung als Zuschauer. Umso größer war die Freude, als einige Tage vor dem Fest bekannt gegeben wurde: Die Großmutter hätte Unter den Linden ein Fenster zum Zuschauen gemietet. Sie hatte Verständnis dafür, daß wir Kinder dabei gewesen sein müßten. Es war kein billiges Vergnügen, denn die Anwohner der »Linden« erkannten ihre Chance, und es gab eine »Fensterhauss«. Eine Treppe hoch ein Fenster für die ganze wißbegierige Familie! Aber trotz der Beschränkung verlief alles reibungslos.

Das heißt, ganz »ungerieben« kamen wir doch nicht auf unseren Platz. Wir hatten zwar unsere gestempelten Zulassungskarten, aber die Zufahrtsstraßen waren vom Morgen an schon vollgepfropft mit Schaulustigen. Fast wäre es den Eltern leid geworden, daß sie die Karten hatten, denn es war wirklich lebensgefährlich, bis zu den Linden vorzudringen. Besonders erinnerlich bleibt mir ein Augenblick, als plötz-

lich der Kopf eines gut dressierten Polizeipferdes über unsern Häuptern erschien und uns alle Festlaune wegzuknabern drohte. Diese Pferde hatten die Gabe, sanft und bestimmt eine sich vordrängende Menschenmenge vermittlels ihres gewaltigen Hinterteils zurückzudrängen – eine Bewegung, die keinen Widerstand zuließ.

Nun, schließlich waren wir doch aufatmend an unserem Fenster und hatten einige Stunden Zeit, uns auf die paar Minuten des Höhepunktes zu rüsten. Das Warten wurde uns freilich nicht lang. Auf beiden Seiten der Promenade zogen die Gewerke und Vereine mit ihren Fahnen und reichlichen Musikorchestern auf. An Vereinen war das Wilhelminische Deutschland ja nicht arm. Auf den Bürgersteigen, an den Fenstern und sogar auf den Dächern staute sich das Publikum. Am Brandenburger Tor war eine große Ehrenpforte errichtet, aus den Fenstern hingen Teppiche und Girlanden. Und überall wehten die Fahnen.

Etwa eine halbe Stunde vor seiner Braut zog der glückliche Bräutigam, Prinz Eitel Friedrich, zu Pferde an der Spitze einer Ehrenkompanie ein. Die hohen frederizianischen Mützen, der preußische Gleichschritt, der Jubel der Massen – alles faszinierte und begeisterte uns.

Für den Einzug einer preußischen Prinzessin gab es alte Traditionen und Gebräuche. So hatte eigentümlicherweise die Berliner Schlachterinnung das Recht und die Pflicht, die Prinzessin von Schloß Bellevue bis zum Brandenburger Tor zu geleiten. Hier blieb sie stehen und war daher für uns unsichtbar, da unser Fenster in der Nähe der Friedrichstraße war. Der festliche Zug bewegte sich auf dem Promenadenwege zwischen den Linden. Eine Reihe Postillone in leuchtend weißen Hosen und blauen Jacken mit Dreimastern auf dem Kopf ritten als Vorreiter vor dem Zug und bliesen auf ihren blitzblanken Posthörnern schmetternde Signale. Ihnen folgten je eine Reihe Gardekürassiere und Gardeulanen, tadellos ausgerichtet, in ihren prachtvollen bunten Uni-

formen. Der goldene Prunkwagen der Prinzessin wurde von acht weißen Pferden gezogen, die mit Straußenfederbüscheln auf ihren Köpfen geschmückt waren. Alle Kutscher und Lakaien trugen die Tracht der Zopfzeit: Escarpins, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, auf dem Kopf den dreieckigen Hut auf der weißgepuderten Perücke mit Zopf. Neben dem Kutscher auf dem Bock saß der Diener. Zwei Lakaien standen hinten auf dem Trittbrett, auch noch je ein Lakai rechts und links zwischen Kutschbock und Coupé. Diese beiden hingen mehr als daß sie standen mit dem Gesicht zur Straße und hielten sich rechts und links an Griffen fest. Man erzählte uns, sie hätten die Aufgabe, die Kutsche in eine sanfte Schaukelbewegung zu bringen, um der Braut dadurch das dauernde Grüßen, das recht anstrengend gewesen sein mag, zu erleichtern. Von der Hauptperson konnten wir von unserer Höhe aus freilich nichts sehen. Umso prächtiger war der Gesamteindruck. Auf den Wagen der Prinzessin folgten noch etliche Wagen mit je sechs schwarzen Pferden, die ihre Hofdamen beherbergten.

Es war ein Stück des »ancien regime«, das wir hier zu sehen bekamen. Ist auch all die Pracht längst dahin und hat auch jene damals geschlossene Ehe kein Glück gebracht – sie ist später geschieden worden –, so blieb das Schauspiel für uns Kinder doch unvergeßlich.

Es folgte eine Illumination der Stadt Berlin aus Anlaß der Hochzeit des jungen Paares und zugleich der Silberhochzeit des Kaiserpaares. Wir gingen zu Fuß – oder fuhren wir per Droschke? – durch die Stadt, um auch hiervon etwas zu genießen. Waren der damaligen Zeit auch manche Lichteffekte von heute noch fremd, so war doch Berlin längst eine Stadt der Lichtreklame. In der Friedrichstraße Ecke Taubenstraße perlte schon damals der Kupferberg-Gold-Sekt in ein Spitzglas, so daß man es förmlich moussieren sah. Und hoch über der Weidendammer Brücke lief Abend für Abend ein feuriger Pfeil im Kreise umher, in dem zu lesen war:

»Rauche Manoli!« (Von diesem Bild stammt wohl der Berliner Ausdruck für geistige Verwirrung: »Mensch, du bist wohl Manoli?« – wobei die rotierende Handbewegung in Stirnhöhe den Ausdruck deutlicher macht.) Aber nun gab es durch alle Straßen hin eine feierliche Illumination. Bei Tietz am Dönhoffsplatz war über die ganze Front des Warenhauses ein gewaltiger grüner Lorbeerkranz aus vielen tausenden von Glühbirnen zu sehen, in deren Mitte die »25« aufstrahlte. Am eindrucksvollsten blieb mir Wertheim am Leipziger Platz. Das ganze Gebäude war durch bengalisches Feuer, dessen rote Rauchwolken aus allen Fenstern drangen, wie in Brand gesetzt. Es sah schaurig-schön aus. Vierzig Jahre später sollte das Bild eine furchtbare Erfüllung finden!

Für uns klang der Berliner Winter also in allerhand Festlichkeiten aus. Es war für mich ein schöner Abschluß dieses seltsamen und doch so reichen halben Jahres gewesen. Im März kehrten wir nach Riga zurück. Von der Heimfahrt habe ich gar keine Erinnerungen mehr.

Zurück nach Riga

Ich weiß, daß ich in der Schule zuerst etwas Mühe hatte, mich wieder in die Situation hineinzufinden. Aber da der Zar uns Balten für unsere Treue die deutsche Schule wiedergegeben hatte, so wurde mir der Schulbetrieb außerordentlich erleichtert. Meine Schulkameraden hatten ja auch in der Zwischenzeit nicht allzu viel gelernt. Allerdings schienen sie mir alle etwas verwildert. Oder waren es nur die Pubertäterscheinungen der Jungen, in deren Mitte ich während meiner ganzen Schulzeit stets der Jüngste in der ganzen Klasse war? Unter ihnen war damals die Lust an Zoten erwacht, die mich in Verlegenheit und Nöte brachte. Da war es mir dann freilich psychologisch eine große Hilfe, daß

durch meine Berliner Zeit meine Begriffs- und Erfahrungswelt erweitert war. Ich hatte meinen Freunden gegenüber ein gewisses Wertbewußtsein, ohne daß ich viel darüber sprach. Aber in der eben geschilderten Situation war das für mich von wesentlichem Vorteil. Ich wurde vor manchem Schaden bewahrt, leider aber nicht davor, daß ich mit der Zeit allerhand pharisäische Eigenschaften bekam.

IV. Ferienfreuden

Ich muß noch einmal von unseren Sommerferien am Strande reden. Was der »Strand« für uns Großstädter bedeutete, das zeigte sich erst dem bewußter werdenden Beobachten und Denken des Kindes. Ja, eigentlich kann ich erst rückblickend ermessen, warum die langen Sommerferien am Rigaschen Strande in jeder Beziehung Höhepunkte für unser Kinderleben waren. Abgesehen vom Garten unserer Großmutter hatten wir ja nie ein eigenes Gärtchen in der Stadt.

Kam ich mit dem Zuge nach etwa dreiviertel Stunden langsamer Bahnfahrt auf dem Bahnhof in Bilderlingshof an, so staunte ich über die seltsame Stille. Der laute Straßenverkehr auf dem Steinpflaster war verstummt. Auf den sandigen Wegen an den Strandorten war kein Geräusch zu hören. Autos gab es ohnehin nicht. Man hörte in der Ferne nur das Rauschen der Meereswellen. Und saß man still, so hörte man das Wehen des Windes in den Kronen der hohen Kiefern.

Etwa vom Jahr 1900 an bezogen wir rund zehn Jahre hindurch in der Nähe des Bahnhofs das Sommerhaus von Baling. Der Besitzer dieser stolzen »Strandvilla« war der lettische Pächter der Bahnhofsrestauration, ein Mann mit einem Backenbart á la Kaiser Wilhelm I. und großen, treuen Augen. Am Umzugstage pflegten wir bei ihm Mittag zu essen, und ich gedenke in Wehmut seines prachtvollen »Strickbeersafts«, was man in Deutschland Preiselbeerkompott nennt. Dazu verkaufte er märchenhaft schmeckende »Schmandkuchen«, eine Art Biskuit, mit viel Eiern gebacken.

Wie in Schweden waren auch bei uns alle Strandhäuser hölzerne Blockhäuser, warm und gemütlich.

Das Sommerhaus

Um das Balingsche Haus kristallisieren sich nun die schönsten Ferienerinnerungen. Man kann über diese Sommererlebnisse nur in lyrischen Tönen erzählen. Denn alles, was eine Kindheit und Jugend glücklich macht, ist an diesen Garten, seine Tannen und Kiefern, seine Büsche und Blumen, seine Veranden und Spielecken geknüpft. Schließe ich einen Augenblick die Augen, so sehe ich alles lebhaft vor mir: Die blauen Sternchen des Immergrünkrautes, die Wurmfarnkräuter und die weinumrankten Kiefern, den grün gestrichenen Spieltisch für uns Kinder, den Wegerich auf dem Spielplatz, aus dessen breiten dicken Blättern man die Adern wie lange Fäden herausziehen konnte, die lange Schaukelbank, die in keinem Garten von Format fehlen durfte. Der vordere Garten war ein Ziergarten und doch keine kalte Pracht. Auch hier durfte man spielen, und aus der großen Steinschale auf einem Postament rankte sich die bunte Brunnenkresse. Eine kleine gedeckte Laube, in der man auch bei Regenwetter sein konnte, und Blumenbeete mit Levkojen, Reseda, Nelken und blauen Lobelien. Und drüben ein Blattpflanzenbeet mit Schiefblatt und Aralien und eine echte Maisstaude, von der wir sogar einmal einen Kolben geerntet haben.

Gleich hinter dem Hause neben der Küche, die durch einen kleinen gedeckten Gang mit dem Haupthaus verbunden war, gab es noch einen besonderen Schatz. Das war eine große Sandkiste, die Peter, unseres Vaters Ladendiener, jedes Jahr mit frischem feinen Seesand füllte. Ohne diese Sandkiste wäre das Glück nicht voll gewesen. Hier in der Sonne hantierten Gretel und ich vornübergebeugt stundenlang mit immer neuer Freude. Zur Anfeuchtung wurde Wasser in kleinen Gießkannen herbeigebracht, und dann entstanden Gebirgslandschaften mit Tunneln und Straßen, um die jeder moderne Autobahnbauer auf uns hätte eifer-

süchtig werden können. Wo andere Sandhäufchen bemerkten, da waren in der höheren Wirklichkeit unserer Phantasie allerlei Burgen mit Zinnen und Türmen. Der treue Helfer bei diesen Spielen war der wenige Jahre ältere Vetter Erny, der mit seinen Eltern uns gegenüber seine Ferien verbrachte. Nur wenn die Morgensonne darauf geschienen hatte, zeigte sich die Wahrheit von Paul Gerhardts altem Verse: »Was dieses Lebens Güter? Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter.« Aber unser Kummer war bald überwunden.

Außerdem war hinter dem Hause eine Art Wirtschaftshof. Hier trocknete an den Leinen die frisch gewaschene Wäsche, die so gut roch. Und hier war auch ein kleiner Gemüsegarten mit Radieschen und »Burkahn« (Mohrrüben), dazu Salat – und der Dill nicht zu vergessen, der sowohl für die sommerlichen Krebsmahlzeiten wie für die Salatzubereitung unentbehrlich war. Außerdem gab es einige Beete mit Schnittblumen, die täglich von unserer Mutter in zahlreiche Vasen gefüllt wurden und alle Zimmer und Veranden schmückten. Studentenblumen und Kornblumen, großer roter Mohn und sogar die stolzen Sonnenblumen wuchsen hier. Dahinter waren die Stachelbeer- und Himbeerbüsche und die schwarzen Johannisbeeren.

Auf unserem Spielplatz hatte unser Vater einen Rundlauf errichten lassen, einen starken Mast mit einem Rade an der Spitze, an dessen vier Haken vier starke Taue hingen, die in Schlingen aus breitem Gurtband endeten. Setzte man sich in diese Bänder hinein und lief kräftig nach vorne, so gab es ein köstliches Geschleudertwerden.

Ein Eldorado

In meiner Erinnerung war aber dennoch der schönste Platz im Garten – trotz Sandkiste und Rundlauf – der Platz vor der Glasveranda. Hier war das sommerliche Eldorado der Fami-

lie. Bei gutem Wetter wurde der große Speisetisch aus der Veranda in den Garten gestellt und alle Mahlzeiten unter freiem Himmel eingenommen. Meist bildeten wir eine große Tafel: zu den sechs Personen der Familie kam noch Marja, die Getreue, aber oft auch Dauergäste oder gelegentliche Gäste zu Tisch. Bei Brandenburgs machten die meisten Menschen gerne Besuch, denn bei uns herrschte Frieden und Gemütlichkeit. Vom benachbarten Holzplatz – denn Kohle gab es bei uns nicht, man heizte mit Holz – hörte man das regelmäßige Sägen und Holzhacken. Von diesem Holzplatz war unser Garten durch ein hohes Spalier getrennt, an dem sich Hopfen hochrankte, eine bei uns im Norden sonst selten gesehene Pflanze. Hier standen in der Nähe des schon erwähnten grünen Kinderspieltisches bequeme Gartenbänke. Wie oft in meinem Leben habe ich mich mit fast krankhaftem Heimweh nach jenen friedevoll-stillen Nachmittagsstunden zurückgesehnt! Die Hitze des Tages hatte sich gelegt und die sich senkende Sonne spielte mit ihren Strahlen durch die Tannenwipfel und die schwingenden Ahornblätter. Der eintönige Rhythmus der Holzsäger von nebenan, das ferne Rauschen des Meeres – alles gehörte zu dieser Nachmittagsstimmung. Unsere Mutter aber saß am großen Tisch bei einer ausgebreiteten Handarbeit, schnitt irgend ein Kleidungsstück zu oder nähte und stickte. Zum Nachmittags-Milchkaffee gab es knusprige Hörnchen, und die gelbe gesalzene Butter mit dem zuckrigen Honig obendrauf hatte unsere Kindermägen köstlich gesättigt. Wir spielten dann an unserem Tischchen und backten Kuchen aus Sand. Dieser Platz war nach vorne hin durch eine Tannengruppe begrenzt, und hier im Schatten der Tannen hing eine Hängematte aus massivem Segelleinen. Das war, als ich größer wurde, mein Lieblingsplatz zum Lesen. Hier war es einfach paradiesisch schön, und Faust hätte all sein Streben und Mühen an den Haken gehängt und nicht nur zum Augenblick, sondern sogar zu den

Stunden gesagt: »Verweilet doch, ihr seid so schön!« Das war die Zeit, wo ich schon die Bücher von Karl May und Wörishöfer verschlang. Heute noch, wenn ich der schönen Ferienzeiten denke, wünsche ich mir eigentlich nichts anderes als solch ein »dolce far niente«. Leise summten die Mücken, die Vögel sangen in den Bäumen, friedvolle Harmonie im Herzen und in der Familie – ja, es war eine glückliche Kindheit.

Strandleute

Der fleißige Reichsdeutsche kann sich ja gar nicht vorstellen, daß man wirklich drei Monate lang mit hohem Genuß nichts tun könnte. Der Vater hatte freilich seine volle Arbeit. Er fuhr des Morgens früh zwischen acht und neun Uhr zur Stadt ins Geschäft und kam erst um sieben Uhr abends heim. Für die Mutter war der große Haushalt in mancher Hinsicht komplizierter als der Haushalt in der Stadt. Allerdings wurde fast alles ins Haus gebracht. Die Fischer brachten lebendige Fische, alte Höckerweiber Eier, Beeren und Blumen, russische Gemüsegärtner mit gewaltigen Körben auf dem Kopf boten Gemüse und Wild an, Fleisch, Sahne, Milch und Brot – alles kam ins Haus. Am Vormittag hörte man die Händler auf den Straßen laut ihre Ware anpreisen: Bunzlauer Tongeschirr und große, geflochtene Gartenstühle wurden von den Verkäufern durch die Straßen getragen und angepriesen. Italienische Hausierer lobten ihre Korallenketten und Tataren selbstgewebte Teppiche. Ja, je und dann kamen Chinesen mit langen Zöpfen auf dicken Schuhsohlen und boten seidene Tücher an. Alles, alles, brachte der wandernde Handelsmann, dessen Typen zu beschreiben allein schon ein Buch ausmachen würde. Da war vor allem der alte Kalning, ein leider meist betrunkenener Fischer, das Original eines alten Seemannes. Er brachte fri-

sche Butten und war nie ohne Humor. Sein Charakterkopf mit großem Fischerbart und ausrasiertem Kinn war sehenswert. Nicht zu übertreffen war das Bild, wenn er beim Umzug der einheimischen Feuerwehr seinen Genossen voranmarschierte. Da war eine gut deutsch sprechende, etwas nervöse Frau, die offenbar bessere Tage gesehen hatte und Blumensträuße verkaufte. Unsere Mutter, die in östlicher Gewohnheit bei jedem Kauf »handelte«, das heißt die Preise zu drücken suchte, wurde einmal von ihr gebeten, sie möchte doch nicht mehr die Preise drücken, denn sie, die Verkäuferin, sei ohnehin ein »gehetztes Reh«. Damit hatte sie bei uns gefühllosen Kindern ihren bleibenden Spitznamen, in Mutter aber eine mitfühlende Kundin gefunden.

Große Freude gab es, wenn des Sonntags nachmittags die alte »Harfen-Jule« bei uns erschien. Ihre große Harfe war ihr allerdings zu schwer geworden, und ich kenne sie nur noch mit der Gitarre. Sie mag einst eine gute Stimme gehabt haben, jetzt aber war sie durchs Alter geschwächt. Dennoch war ihr Repertoire unerschöpflich, und sie durfte lange bei uns singen. Unsere Eltern schätzten sie aus alter Bekanntschaft und bewirteten sie anschließend immer mit Kaffee und Kuchen. Eines ihrer sentimentalien Liebeslieder begann mit den Versen:

»Es war ein Sonntag hell und klar,
ein wunderschöner Tag im Jahr!
Wir gingen beide Arm in Arm,
das Aug so klar, das Herz so warm.«

Wenn sie das Lied sang, füllten sich der Eltern Augen mit Tränen. Wir Kinder schätzten mehr ihre Studentenlieder, die sie einst als Kellnerin in Dorpat von den Corpsstudenten gelernt haben mochte. Oder gar politische Couplets, wie etwa »O Abdul Hamid, was machst du damit?«.

Anfang Juli hatte unsere Mutter Geburtstag. Dann bestellte der Vater die »Prager«, das waren sudetendeutsche

Blasmusikanten, die abends bei uns stundenlang musizierten (sonst taten sie das an den Straßenecken). Der Garten war dann mit viel bunten Laternen illuminiert, und abends stiegen ein paar Raketen oder brannte in einer Gartenecke ein bengalisches Feuer – und all die vielen Gäste riefen »Ah« und »Oh!«

Abend und Morgen

Auch die Abende der Ferien waren schön. Kurz vor sieben sagte die Mutter: »Jetzt könnt ihr zum Bahnhof gehen und den Vater abholen.« Und wenn der Zug einlief, sahen wir ihn schon in seinem grauen Sommerhabit mit dem gelben Panamahut auf dem Kopf auf der Plattform des Wagens erster Klasse stehen. Gewöhnlich hatte er eine wohlgefüllte rotlederne Handtasche in der Hand, in der nicht nur die Zeitung einschließlich dem Berliner Lokalanzeiger war, sondern auch manch eine Delikatesse zum Abendbrot.

Nach dem Abendbrot wurde, wenn das Wetter es einigermaßen zuließ, ein Abendspaziergang »en familie« gemacht. Das war ein wunderschöner Abschluß des Tages. Gewöhnlich gingen wir ans Meer und erlebten oft das Naturschauspiel der untergehenden Sonne, die als rote Kugel ins Wasser versank. Wurde es im August früh dunkel, so hatten wir Kinder unsere Laternen, und wir machten romantische Waldspaziergänge.

Der neue Tag begann mit dem Frühbad, das bei jedem Wetter um sieben Uhr morgens genommen wurde. Da war unser Vater unerbittlich. Ob es auch goß oder stürmte, wir wurden aus den Betten geholt, warfen nur flüchtig die Kleider über uns, und dann ging es die wenigen hundert Schritt durch den Kiefernwald und über die Dünen ans Meer. Wie jede Familie hatten auch wir auf den Dünen eine Hütte, wo wir unsere Kleider ablegten, um dann ins Wasser zu laufen.

Mein Vater war ein guter Schwimmer und hat auch mir als kleinem Kerl das Schwimmen auf eine einfache Weise beigebracht. Ich mußte mich mit meinem Bäuchlein in seine große Hand legen und froschartige Schwimmbewegungen machen. Dann zog er die Hand weg und ich ging prustend unter. Das wurde so oft wiederholt, bis ich oben blieb.

Am schönsten war das Baden bei starkem Sturm, wenn die Brandungswellen an dem flachen Sandufer sich brausend brachen und die Wellen auf den Sandbänken mit ihren meterhohen Schaumkronen über unseren Köpfen zusammenstürzten. In dem schäumenden Element spürte man nichts von Kälte. Als wir größer waren und im Schwimmen schon geübt, ließen wir uns jauchzend von den Wellen in die Höhe schleudern gleich den Nereiden Böcklins. Nirgends habe ich einen so prachtvollen steinfreien Badestrand gefunden wie bei uns in Bilderlingshof. Kamen wir vom Baden zurück, so wurde die Toilette vervollständigt, denn wir waren nur in Morgenschuhen zum Strande geeilt. Dann aber schmeckten der Kaffee, der dem Vater nicht heiß genug auf den Tisch kommen konnte, und die Hörnchen mit Butter phantastisch. Ich sehe noch meinen blaugemusterten Kaffeekrug, auf dem fast die ganze Arche Noah spazierenging und der ebenso zum Strandleben gehörte wie das Morgenbad.

Und nun begann der Tag in seinem goldenen Nichtstun. Es war ein herrlich programmloses Wunderland. Gelangweilt haben wir uns nie.

Als wir älter wurden, freuten wir uns auf das Tennisspiel bei unseren Freunden. Oder ich schwang mich aufs Fahrrad und fuhr durch den Wald oder über den festen Sand am Meeresufer. Seltener ging es einige Kilometer weiter zum Bootfahren an die Aa. Die vielen Wasserunglücke auf dem Fluß hatten unsere Eltern, die als junge Menschen selbst viel auf dem Wasser gewesen waren, ängstlich für ihre Kinder gemacht.

Welch ein Frieden lag auf den Strand-Sonntagen! Dann blieb der Vater zu Hause, und wie oft hatte er allerlei Überraschungen für den Sonntag bereit! Oder er spielte gar mit uns Geschicklichkeitsspiele, in denen wir ihn nicht übertreffen konnten. Am späteren Vormittag läutete das Glöcklein unserer Strandkapelle, die sich stets mit Andächtigen füllte. Da der »Strand« nur eine Feriengemeinde war, gab es keinen ständigen Pastor. Es war meist eine Überraschung für uns, wen wir auf der Kanzel sahen. Nicht nur die Rigaschen uns meist bekannten Pastore, sondern auch Feriengäste predigten dann. Ich werde später noch zu erzählen haben, daß eine Predigt in dieser Kapelle in meinem Leben eine Weiche stellte.

Ich liebte diese Gottesdienste, liebte das Gesangbuch und die Lieder. Nur die Predigten schienen mir viel zu lang, und ich lauschte lieber auf das ferne Meeresbrausen und das Sausen des Windes durch die Kiefern, das man durch die offenen Fenster hören konnte. Ich sehe noch einen Mann mit einem schwarzen Bart auf der Kanzel stehen, der immer wieder von einem Spiegel sprach, der im Worte Gottes verborgen sei. Mir schien es unwahrscheinlich, obgleich ich ahnte, daß damit ein Gleichnis gemeint sei.

In dieser Kirche sind wir Kinder alle konfirmiert worden. Meine spätere Sehnsucht, einmal selbst auf dieser Kanzel stehen zu dürfen, um ein Stück meines Dankes abzutragen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Aber im Traum erscheint mir die schmucklose Waldkapelle je und dann.

V. Jahre der Reifung

Bücher als Freunde

Von meines Vaters Hand fand ich später ein Kärtchen an unsere Tante. Er schrieb im Frühling 1906 am Ende des Schuljahres: ». . . Unser jüngster Sohn fuhr heute früh mit mir zum letzten Mal zur Schule, um seine Zensur abzuholen. Dieselbe ist gegen unsere Erwartung glänzend ausgefallen. Hans ist als Erster versetzt worden, und Du kannst Dir wohl denken, wie sehr erfreut wir alle darüber sind.« Ich hätte mich dieses Schulsieges nicht erinnert. Er war wohl auch wesentlich dadurch errungen, daß meine Schulkameraden jetzt mit anderen Dingen beschäftigt waren. Offenbar begann jetzt meine »Glanzperiode« in der Schule, bis auch bei mir in einigen Jahren der Rückschlag eintrat, der in der Regel den Jungen von vierzehn bis fünfzehn Jahren droht.

Ich habe später an meinen eigenen Kindern erlebt, wie wichtig es ist, daß Jungen in diesem Alter einen Anschluß an einen gesunden Jugendkreis finden. Ich hätte das Zeug gehabt, ein romantischer Wandervogel oder Pfadfinder zu werden. Aber so etwas gab es damals bei uns noch nicht. Die Knabenfeuerwehr, der ich einige Jahre angehörte und die im ganzen eine gute Sache war, konnte mir das nicht ersetzen, zumal sie auch nur in den drei Sommermonaten in Aktion trat. Das Jugendwandern war auch noch nicht erfunden und dazu durch die Nachwehen der Revolution sehr behindert. Es hieß: in den Wäldern seien viele »Waldbrüder«. Heute würde man sagen: Partisanen. Eine gewisse Ängstlichkeit unserer Mutter um mich kam hinzu. Vielleicht war es ein Erbe von ihr, daß ich mir leicht den Magen verdarb und schließlich ein chronisches Darmleiden hatte. Sonst waren die Jahre 1906–13 bei uns ungetrübt. Alles das wirkte dahin, daß ich mich am wohlsten zu Hause fühlte. Außer

Schwimmen und Radfahren und dem schon erwähnten leidenschaftlichen Tennisspielen habe ich keinen weiteren Sport getrieben.

Umso mehr fand ich eine gesteigerte Freude am Lesen. Dadurch eröffnete sich mir ein beglückender Fernblick in Welt und Zeit. Hatte ich früher die reichlich harmlosen »Hoffmannschen Jugendbücher« gelesen, über die moderne Pädagogen vielleicht ein Gruseln kriegen würden, so fand ich nun den Weg zu Karl May und Wörishöfer, die auch nicht viel besser waren. Bald hatte ich eine Anzahl Bände dieser spannenden Literatur in meinem Besitz. Je dicker der Band war, um so besser. Ich sehe mich in der sanft schaukelnden Segelhängematte unter den Tannen in den Sommerferien: um mich her das leise Waldesweben, das Spiel der Mücken, das Schlagen der Finken, dazu der monotone Ton der Säge vom benachbarten Holzplatz. Die Sonnenstrahlen spielten durch die Bäume – und ich war wunschlos zufrieden.

Ich bin nicht unglücklich darüber, daß meine eigenen Kinder später einen besseren Geschmack entwickelten. Ich selbst fand bald den Übergang zu den Oskar Höckerschen Erzählungen. Die Geschichte wurde immer mehr zum Mittelpunkt meines Interesses. Dabei hat mich seltsamerweise die Schule fast ganz im Stich gelassen. Die russische Geschichte quälte uns weiter mit Jaroslaw, Wsewolod und den vielen anderen Großfürsten, deren Verwandtschaft ich nie recht behielt. Unser nun deutsch gewordenen Gymnasium blieb nach meiner Erinnerung viel zu lange bei der antiken Geschichte hängen, wobei ich vor lauter Perserkriegen und Karthagerkämpfen die Geschichte des deutschen Volkes kaum richtig kennenlernte. Ich half mir freilich selbst, aber es wurde doch sehr unsystematisch. Während ich bald von Luther, von Friedrich dem Großen und den Freiheitskriegen allerhand wußte, blieben mir die Sachsenkaiser und selbst Barbarossa und Heinrich der Löwe noch recht sagenhafte

Gestalten. Im reifen Alter war dann allerdings die Aufrundung meines Geschichtsbildes ein hoher Genuß.

Für unser Familienleben und auch meine eigene Entwicklung bedeutete es viel, daß wir in diesen Jahren noch einmal umzogen, und zwar in einen der schönsten und modernsten Neubauten, den ein russischer Bauunternehmer im sogenannten finnischen Stil erbaut hatte. Die Wohnung im dritten Stock gab eine prächtige Aussicht. Treue Freunde unserer Familie waren unsere Nachbarn. Zum ersten Mal hatten wir elektrisches Licht und einen Fahrstuhl. Das Treppenhaus mit seinen roten Marmorstufen und kupfergetriebenen Kandelabern zeigte einen geschmackvollen Luxus. Hier in unserer Wohnung wurden viele frohe Feste gefeiert – das verstanden wir Balten gut! Für mich war es wichtig, daß ich ein eigenes Zimmer für mich allein bekam. War ich auch beim Einzug noch ein Kind von etwa zwölf Jahren, so erlebte ich hier die Jahre der Reifung und zuletzt den Abschluß meiner Schulzeit. Dieses Milieu wurde für mich zum Schlußakkord meiner Kindheit.

Ich lerne sehen

Mein erkerartiges Fenster ging direkt auf das städtische Kunstmuseum, das mit seinen gewaltigen korinthischen Säulen im Stil der klassizistischen Renaissance erbaut war. Dieser Blick auf das Museum sollte für mich einen symbolhaften Charakter bekommen, denn die Musen begannen mich zu interessieren. Die städtische Kunstsammlung war allerdings nicht berühmt. Die Skulpturensammlung bestand fast ausnahmslos aus allerdings meist guten Gipsabgüssen, die ich nur für den Schulgebrauch gelten lassen wollte. »Sind sie auch echt?« war meine stete Frage. Die Bildergalerie bestand aus Sammlungen Rigascher Ratsherrn und Kaufleute. Sie enthielt alte Niederländer zweiter Güte,

und neuere Romantiker, für deren Schönheit mir die Augen damals noch nicht aufgegangen waren. Daß auch ein Großonkel von mir, der Maler Schlutz, mit einer Pastell-Genremalerei vertreten war, erfüllte mich mit etwas Stolz.

Im Museum aber fanden oft Kunstausstellungen statt, in die meine kunstbegeisterte älteste Schwester mich schon früh mitnahm. Es fand eine Kugelgen-Ausstellung statt, die Werke von vier bis fünf Generationen der bekannten Künstlerfamilie zeigte. Hier sah ich auch die schwedischen Maler in ihrer Farbenfreude und Naturliebe. Und hier lernte ich die Namen unserer einheimischen Impressionisten kennen und übte das Auge für die Schönheit der Farbe.

Viel später, als ich mit meinen eigenen Kindern die Berliner Museen besuchte, erkannte ich, daß die Einübung des Auges zum Sehen eine Vorbereitung zum Lesen der Bibel ist. Kinder, die mit wachem Auge die Einzelheiten der Natur und die Feinheiten der Kunstwerke sehen lernen, haben es später beim Lesen der Bibel leichter. Adolf Schlatter hat mir auch theologisch die Wichtigkeit des Sehaktes begründet. Wer nicht sehen kann, kann höchstens denken. Die Bibel aber ist nicht zum Abstrahieren da, sondern zum Schauen der großen Taten Gottes. Sie ist ein Bilderbuch. Der Philosoph findet schwerer den Zugang zur Gottesoffenbarung als der Künstler. Wir Deutschen theoretisieren zu viel und übersehen das einzelne. Ich bin zwar nie ein Künstler gewesen, aber ich danke es meinen Eltern, daß sie uns Kinder in steigendem Maße am Kunstleben teilnehmen ließen.

Die Bildungsanstalt Theater

Sehr wesentlich gehörte dazu in Riga das Theater. Ich gebe zu, daß wir Balten viel Lust am Vergnügen hatten, was leicht zur Vergnügungssucht werden konnte. Auch dieser

Gefahr bin ich nicht entgangen. Aber das gute Theater, sowohl die klassische Oper wie das alte und neue Drama, waren für meine Kindheit ein wichtiges Bildungselement. Ich hatte fast alle Dramen Schillers und die meisten Stücke Goethes schon auf der Bühne gesehen, ehe wir sie in der Schule durchnahmen. Ich war wohl von klein auf phantasiebegabt, und diese Begabung wurde nun stark entfaltet. Noch dachte ich nicht an den Bühnenmechanismus und an schauspielerische Tricks. Ich erlebte lebend den Kampf Wilhelm Tells und das tragische Ende Maria Stuarts. Die Wolfsschlucht im Freischütz war für mich eine Realität. Daß wir zwischendurch auch lustige Stücke zum Lachen sahen, hat mich nicht verdorben. Wir besuchten das Theater ja fast stets mit den Eltern zusammen. Die saubere Luft des Elternhauses, in dem wir auch nicht ein derbes Wort



Unser deutsches Theater in Riga

aussprechen durften, weil unsere Mutter in dieser Hinsicht sehr empfindlich war, schützte uns vor Befleckungen, selbst bei etwaigen zweideutigen Szenen. Mein Vater pflegte zu sagen: »Dem Reinen, dem ist alles rein.« Daß ich es dennoch nicht blieb, dafür sorgte die Schule und der Umgang mit anderen Jungen.

Vielleicht sahen meine Eltern im Blick auf mich viel zu rosig, und dennoch bleibe ich ihnen auch in dieser Hinsicht von Herzen dankbar.

Bald begann auch für mich in bescheidenem Umfang ein Stück aktiven Kunstlebens. Überraschenderweise muß ich dazu den Dienst rechnen, den ich Terpsichore, der Muse des Tanzes, entgegenbrachte. Zwar war ich fürchterlich zornig, als meine Mutter mich zur Tanzstunde anmeldete. Diese gehörte nach Ansicht der Eltern zu meiner Bildung. Aber ich war wütend, daß mir der Sonntagnachmittag verlorenging. Außerdem war ich noch im Alter, da sich nach Schillers Worten »vom Mädchen stolz der Knabe reißt«. Doch auch dieser Schmerz wurde bald überwunden. Und ich habe, wie noch zu erzählen sein wird, später mit Freuden mein Tanzbein geschwungen.

Doch zuerst war es wesentlich lustiger, daß meine kleine Schwester Gretel und ich bei Silberhochzeiten in der Verwandtschaft einen Tanz zu zweien aufführten. Das erste Mal war es eine bömische Polka, an deren Rhythmus wir beide Freude hatten, zumal wir in bunte Trachten gehüllt waren. Zur Silberhochzeit meiner Eltern erschien ich als Schornsteinfeger mit geschwärztem Gesicht und Gretel als Dienstmädchen mit Schürze und weißem Häubchen. Wir tanzten einen fröhlichen Tanz, und zum Schluß mußte ich ihr einen kräftigen Kuß auf die Wange drücken. Der Hauptwitz dabei war, daß sie hernach einen schwarzen Klecks auf der Backe hatte. Nun, ich lernte, meine Glieder nach dem Takt der Musik in schwungvolle Bewegung zu setzen und zugleich meine steife Schüchternheit zu überwinden.

»Die Kriegsgefangenen« des Plautus

Aber viel folgenreicher für mich waren die kindlichen Versuche der darstellenden Kunst. Der Hang zu szenischer Darstellung steckt ja wohl in phantasiebegabten Kindern. Mag sein, daß wir irgendein Erbgut in unseren Adern hatten, denn wir vier Geschwister, besonders meine älteste Schwester und ich, hatten einen Zug zur Bühne. Ich bin zwar nie ernsthaft versucht worden, hier meinen Beruf zu suchen. Dazu war unsere Familie viel zu bürgerlich und zu solide. Doch bei Familienfesten und, viel ernsthafter, bei schulischen Veranstaltungen lernte ich sprechen und mich auf den Brettern zu bewegen, die die Welt bedeuten. Ich danke besonders meinem mehrjährigen Deutschlehrer Dr. Masing, der in der Schule als Regisseur wirkte, daß er mich richtig sprechen lehrte ohne albernes Pathos, aber auch ohne steife Hölzernheit. »Wißt ihr«, sagte Masing wohl einmal, »ins Theater gehe ich gar nicht gerne. Die spielen nämlich bloß Theater, aber ihr nehmt es doch ernst.« Na, und ob wir es ernst nahmen! Ob ich den Peter Squenz von Gryphius mimte oder den Polyneikos in den »Phönizierinnen« Schillers – es ging mir immer ums Leben. Aber lange mußte ich üben, bis ich in meiner Lebhaftigkeit langsam, deutlich und laut genug sprach ohne zu deklamieren. Masing sagte uns oft: »Bei jedem Punkt zählt erst leise bis fünf, beim Komma bis drei – dann wird es ungefähr langsam genug sein«. Man probiere mal diese Kunst! Meine Glanzrolle war zuletzt in der Prima – ich war schon im russischen Gymnasium – der Siegfried in Hebbels Nibelungen. Als Hagens Speer hinter den Kulissen in eine Matratze fuhr, statt in meinem Rücken zu landen, war doch mein Schrei aus Wut und Schmerz geboren. Und ich wälzte mich in fast natürlichen Krämpfen auf dem Boden der Bühne.

Um dieses weit zurückliegende Kapitel zu Ende zu bringen, sei hier noch erwähnt, daß wir am russischen Gymna-

sium auch eine lateinische Komödie, »Die Kriegsgefangenen« des Plautus, aufführten. Das war allerdings eine rechte Strapaze. Der lateinische Text war schwer und mußte weit hin mechanisch eingepaukt werden. Daß die Proben am Sonntagnachmittag waren, ärgerte mich, war aber nicht zu ändern. Ein jüdischer Schulkamerad und ich hatten die beiden Hauptrollen. Es ging alles wie am Schnürchen, sogar bei der Generalprobe. Aber wer will mit den finsternen Schicksalsmächten allezeit siegreich kämpfen? Die Aufführung geschah vor dem gesamten meist russischen Lehrerkollegium, an dessen Spitze der uns Deutschen nicht sehr freundlich gesonnene Direktor Ljubomudrow stand, ein guter Kenner der klassischen Sprachen, auf die in allen russischen Gymnasien großes Gewicht gelegt wurde. Ich hatte einen langen Monolog in recht weinerlichem Ton des kettenbeladenen Gefangenen zu halten. War ich meiner Sache zu sicher, oder verwirrte mich der Anblick des hochlöblichen Lehrerkollegiums? Nun, ich blieb stecken und wußte nicht vorwärts noch rückwärts. Ich wurde puterrot. Angstschweiß trat mir auf die Stirn, und meine Augen blickten hilfeschend umher. Da erschien hinter der Kulisse, nur für mich sichtbar, der Kopf meines jüdischen Kollegen, der mir mein Stichwort zuflüsterte. Mit einem Seufzer der Erleichterung fuhr ich in meinem langen Monolog fort und kam dann glücklich zum Ende.

Als wir später in der Garderobe Tunika und Toga wieder in russische Schüleruniformen umtauschten, kam der Direktor zu uns, umarmte in russischer Weise unseren Lateinlehrer Roderich Walter und gratulierte ihm zu dem Erfolg:

»Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!« Dann trat er zu mir und lobte mich ehrlich und sagte:

»Und besonders dieser verzweifelte Blick! Es war sehr eindrucksvoll!« Er hatte zu meinem großen Glück überhaupt nicht gemerkt, wie echt meine Verzweiflung gewesen war. Ach, wie oft kommt man unverdient zu Ruhm!

Abgesehen von meinem kindlichen Ehrgeiz, der meinem Charakter abträglich gewesen sein mag, danke ich diesen Theateraufführungen für meinen späteren Beruf das langsame und deutliche Sprechen. Allerdings wurde mir später trotzdem noch oft der Vorwurf gemacht, daß ich viel zu schnell spräche.

Dazu kam noch ein Zweites. Nachdem ich mich als kleiner Kerl bei den ersten Klavierstunden so ungeschickt angestellt hatte, erklärte das alte Fräulein Spohr, deren Klavierunterricht schon meine Mutter mit negativem Erfolg durchgemacht hatte, ich sei völlig unmusikalisch und der Unterricht deshalb überflüssig. Aber ich hatte dennoch Freude am Singen. Und wenn meine Eltern im Theater waren, setzte sich Gretel, deren Unterricht erfolgreicher gewesen war, ans Klavier und wir sangen miteinander Volkslieder. Als wir dann den Eltern ein kleines Konzert gaben, schlug mein Vater vor, mir Gesangstunden geben zu lassen. Damals muß ich fünfzehn bis sechzehn Jahre alt gewesen sein, denn der Stimmbruch war bereits geschehen. Mein Vater besuchte mit mir den Rigaschen Opernsänger Heinrich Petzold, der meine Stimme ein wenig prüfte und sich dann bereit erklärte, mir Unterricht zu geben. Mein Gesang blieb eine bescheidene Angelegenheit: über Loewes Balladen im engsten Familienkreise bin ich kaum hinausgekommen. Und dennoch war dieser Unterricht für meinen späteren Beruf von großer Bedeutung. Welche Mühe gab sich mein Lehrer, bis ich es kapiert hatte, daß der Ton nicht hinten in der Kehle gebildet werden darf, sondern möglichst vorne. Als ich in späteren Jahren nicht nur in akustisch ungünstigen Kirchen, sondern auch unter freiem Himmel auf Missionsfesten und bei Straßenpredigten zu reden hatte, habe ich doch selten meine Stimmbänder überanstrengt oder mich gar heiser geschrien. Sprechunterricht, wie manch ein Theologe ihn nehmen muß, war bei mir nicht nötig. Auch sonst war der Umgang mit diesem Opernsänger für mich

sehr interessant. Er erzählte mir viel vom Leben hinter den Kulissen und warnte mich, je an den Schauspielerberuf zu denken. Er dachte weniger an die sittlichen Gefahren als an die vielen Intrigen unter den Mimen und den fürchterlichen Ehrgeiz, der vielfach damit verbunden ist. Nun, für mich war der Weg zur Bühne ohnehin verschlossen.

Brandenburgische Wanderlust

Zu den schönsten Erinnerungen aus dieser Zeit gehören die beiden langen Sommerreisen mit den Eltern und Geschwistern. Wenn wir als Kinder uns ausmalten, was wir wohl täten, wenn wir Millionäre wären, so bauten wir nicht Häuser und Paläste und legten keine Parks an, sondern wir machten in unserer kindlichen Phantasie Reisen in ferne schöne Länder. Der Reise- und Wandertrieb mag ein Erbteil jenes Bäckergehilfen Christian Daniel Brandenburg gewesen sein, der im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts den Wanderstab in die Hand nahm und von Greifswald in Schwedisch-Pommern nach Kurland in das malerische Städtchen Bauske wanderte. Dessen Schmuck war die gewaltige Ordensburgruine, die am Zusammenfluß der beiden Flüsse Memel und Muhs hoch auf dem Berge lag. Diese beiden Fließchen bilden die kurische Aa, die durch die alte Herzogstadt Mitau fließt und nicht weit von Bilderlingshof in die Ostsee mündet. Christian Daniels Nachkommen sind in den späteren Jahrzehnten weit verstreut gewesen. Mein Vater kam freilich bloß bis Mitau, wo er die Kaufmannslehre durchmachte. Aber seine älteren Brüder zogen bis Petersburg und Nowgorod, wo ich ihre Spuren noch nach dem zweiten Weltkrieg entdeckte. Weitere Nachkommen reisten durchs deutsche Mutterland, fuhren auch über das große Wasser, sahen die Wolkenkratzer von New York oder arbeiteten auf Java in Insulinde. Ganz so weit brachten wir

es zwar nicht. Aber das Fernweh war nicht nur bei uns Kindern ausgeprägt. Der Vater reiste mit Passion. Auch unsere Mutter zog es in die Ferne, wenn der Frühlingswind durchs Land ging. Schon als junge Frau mußte sie mehrfach in ein Bad zur Kur fahren, später alljährlich mit unserer Großmutter nach Bad Kissingen und anschließend zur Nachkur nach Bad Liebenstein in Thüringen. In ihren letzten schweren Zeiten war die Erinnerung an die schönen Reisen der Mutter oft eine Hilfe

Die Sächsische Schweiz, den Rhein, besonders das geliebte Oberbayern mit seinen Alpen hatten die Eltern wochenlang bereist. Meine Ansichtspostkarten-Sammlung war dafür ein beredtes Zeugnis. Nun sollten wir herangewachsenen Kinder an diesen Reisefreuden Anteil haben.

Saßen wir sonntags mittags etwas länger zu Tisch, nachdem dieser schon abgeräumt war, so sagte wohl der Vater zu mir: »Geh, hol doch mal den Baedeker und das Kursbuch von Deutschland!« Dann wurde die Eisenbahnkarte ausgebreitet, und der Vater hatte ein kleines Notizbuch vor sich, in dem er mit seinem kurzen, fein gespitzten Bleistift aus der Westentasche Städtenamen, Sehenswürdigkeiten und Hotels notierte. Die letzteren ließ er sich oft von Geschäftsfreunden auf der Börse empfehlen. Mein Knabenherz konnte es gar nicht glauben, daß auch für mich bald die Stunde kommen sollte, wo es ins »Ausland«, das Wunderland meiner Phantasie, gehen würde. Seit der Fluchtreise im Jahre 1905 war mein Appetit darauf mächtig gewachsen. Nicht umsonst sammelte ich alle Ansichtspostkarten, die mir die Eltern von ihren Reisen aus Konstanz oder Partenkirchen, vom Inselberg oder von der Bastei in der Sächsischen Schweiz geschickt hatten.

Der Sommer 1909 sollte nun die große Überraschung bringen. Fast wurde für mich die Sache fraglich, weil ich im Frühling wochenlang mit einem schleichenden Fieber in meinem schönen Zimmer lag. Die Mutter versorgte mich

unermüdlich mit guten Büchern. Abends spielte der Vater mit mir einige Partien Dame. Am schönsten war's, wenn er mir den Berliner Lokalanzeiger mitbrachte und ich vom Aufstand der Jungtürken in Saloniki las. In Velhagen und Klasings Monatsheften erschien ein ausführlicher Bericht über Weimar mit schönen, bunten Bildern. Und das alles sollte ich in Wirklichkeit sehen?

In der Schule gab es neue Sorgen. Die russische Regierung baute wie gewöhnlich langsam alle Reformen wieder ab, und für mich hieß das: Willst du studieren, so mußt du die letzten beiden Jahre wieder in ein russisches Gymnasium. Das Russische war immer meine schwache Seite gewesen, so wurde mir etwas bange. Dazu machten sich die Eltern Sorgen um meine Gesundheit, und unser Hausarzt verordnete Luftveränderung. Als Jahrzehnte später nach meiner amerikanischen Gefangenschaft der Arzt mich gründlich röntgte, behauptete er, ich müßte einst Tuberkeln gehabt haben. Ich lachte ihn zwar aus, aber er versicherte mir, die Narben in der Lunge feststellen zu können. Da erinnerte ich mich an meine lange Fieberzeit als Vierzehnjähriger. Nun, auch aus diesen Erwägungen heraus wurde am Plan der neunwöchigen Sommerreise festgehalten, an der die Eltern und wir drei jüngeren Geschwister teilnehmen sollten. Unsere älteste Schwester Else war damals schon verheiratet.

Auf großer Reise

Unser Programm war groß. Es sollte nicht etwa irgendwo ein wochenlanger Sommeraufenthalt genommen werden, sondern wir wollten über zwei Monate die anziehendsten Punkte Deutschlands und der Schweiz aufsuchen und dabei von Hotel zu Hotel reisen. Gewiß eine altmodische Art der Reise, die meinem Vater ein kleines Vermögen kostete. Wenn ich nicht irre, verzichtete er damals auf den Kauf ei-

nes Hauses, um diese Reise möglich zu machen. Noch auf dem letzten Krankenlager pries unsere Mutter die Klugheit des Vaters: »Das Haus hätten die Bolschewisten uns längst genommen, aber die Erinnerungen können sie uns nicht rauben.«

Mit unserem Vater zu reisen war herrlich. Er reiste nur, wenn er reichlich Reisegeld mithatte. Und an uns stellte er nur eine Bedingung: Wir alle sollten fröhlicher Laune sein! Das fiel den Brandenburgischen Kindern nicht schwer, wenn es auch einige Ausnahmen gab, an die ich ungern zurückdenke.

Manches, was die Eltern schon kannten und liebten, wollten sie uns zeigen, etwa die Wartburg und den Rhein. Anderes wollten sie mit uns Kindern kennenlernen, zum Beispiel Weimar und die Schweiz. Hatte mich schon die Berlinreise 1905 reich gemacht, so weiß ich kein Ereignis meiner Kindheit, das in solchem Maße meine geistige Bildung und Reife vorangetrieben hat wie die Sommerreise 1909. Allerdings wären wir keine Baltenkinder gewesen, wenn wir nicht schon über vieles »im Bilde« gewesen wären, was uns an Geistesdenkmälern deutscher Kultur und Geschichte erwartete. Goethe und Luther – jener noch mehr als dieser – waren in besonderer Weise die Pole jener idealistisch-protestantischen Bildung, die das Baltentum meiner Kindheit pflegte.

Dabei muß ich auf eine Beobachtung zurückkommen, die ich auf dieser Reise noch mehr als 1906 gemacht habe. Alle meine Lektüre, aber auch die Bilder an der Wand zu Hause, erzählten von jener Welt, die ich nie gesehen hatte. Nie war ich durch einen Buchenwald gewandert, nie hatte ich ein deutsches Dorf mit dem malerischen Fachwerk gesehen. Ich war nie durch eine mittelalterliche deutsche Stadt gegangen, denn auch Riga war stark überfremdet. Aus Bildern und Büchern kannte ich den Rhein und den Drachenfels, Alt-Heidelberg und Nürnberg, erlebte die Reformation und

die Freiheitskriege – aber alles nur in meiner Phantasie. Es war die Welt der Bücher und Bilder, aber zugleich mein »Orplid«, wie Möricke sagte, das Land meiner heimlichen Sehnsucht. Und nun wurde das alles Realität. Ja, »ganz wie in Büchern«!

Eine Woche blieben wir zuerst in Berlin, der geliebten Stadt. Wir rüsteten uns alle mit Reisekleidern aus und freuten uns zugleich an Berlins Schönheit. Dann ging es über Leipzig, wo wir wieder die Freunde besuchten, nach Weimar. Das war der erste Höhepunkt der Reise. Unsere Mutter war eine Verehrerin Goethes, der für sie Schönheit und Pietät vereinte. Sie gehörte noch zu jener Generation, die Goethe als Vertreter des Christentums ansah. Die geistliche Front lag in unserem Hause nicht zwischen einem reformatorisch-biblischen Evangelium und dem Idealismus, sondern zwischen allgemeiner Religiösität und Naturalismus und Materialismus.

Verstand ich von Goethe auch noch wenig, so war doch Weimar mit den Goethe- und Schillerhäusern, mit dem Gartenhaus am Stern und dem Schloßchen Tiefurt für mein romantisches Jungenherz in ästhetischer Hinsicht die Erfüllung einer heimlichen Sehnsucht. Stärker erschütterte mich der Anblick der Wartburg. Ich erinnere mich gut, wie ich, neben dem Vater stehend, aus dem Hotelzimmer die alte, traditionsreiche Stätte deutscher Geschichte vor mir auf dem Berge sah. Damals brach ich in Tränen aus und fiel dem Vater schluchzend um den Hals. Ich ahnte gewiß noch nicht, daß es zwischen der Wartburg und Weimar für mich einen Kampf geben würde, der mit dem Siege der Wartburg enden sollte.

Von Eisenach ging die Fahrt nach Frankfurt am Main, wo wir uns nur einige Stunden aufhielten. Goethes Geburtshaus wurde ausführlich besichtigt und dann gingen wir ins Museum, um Danneckers Ariadne anzuschauen. Diese klassizistische Schönheit stand bei uns zu Hause in rosa

Gips auf dem Kaminsims. Leider wurde der Ernst des Augenblicks dadurch in Frage gestellt, daß die auf dem Panther reitende Dame auf einem drehbaren Piedestal stand. Ein alter Museumsdiener drehte an einer Kurbel, damit wir die Frauengestalt von allen Seiten bewundern konnten. Dabei sprach er sein Sprüchlein, das der arme Mann wohl schon einige tausendmal deklamiert hatte: »Also, die Ariadne wurde von Herrn Professor Dannecker aus einem einzigen Stück Carrarischen Marmors gebildet.«

Man muß sich dabei aber die geleierte Melodie dieses Satzes vorstellen, bei der wir Kinder uns auf die Lippen bissen, um erst auf der Straße in ein schallendes Gelächter auszubringen. So sehr unsere Mutter für komische Situationen Verständnis hatte, so war ihr diese Pietätlosigkeit gegen die Schönheit der Kunst doch peinlich.

Abends waren wir schon in Mainz, und am nächsten Morgen bestiegen wir den Dampfer »Gutenberg« – der übrigens ein halbes Jahr später bei einer Kesselexplosion in die Luft ging. Uns aber trug er bei strahlendem Sonnenwetter den Rhein hinunter bis Rüdesheim. Mit Spannung zählten wir die Burgen und staunten über die Weinberge. In Rüdesheim fand unsere Reise eine peinliche Unterbrechung. Unser Vater legte sich im Hotel Jung mit einer Grippe zu Bett. Und bald bekam auch mein Bruder Fritz Fieber. Unsere Mutter, die bei Fieber stets in große Sorgen kam, verlor alle Reiselaune. Gretel und ich gingen gern hinaus, und Gretel spielte das damals beliebte Diabolo, wobei ich öfters veranlaßt war, über das Mäuerchen des Weinberges von Jean Baptiste Sturm zu klettern, weil der in der Luft geschleuderte Diabolo zwischen die Weinstöcke geflogen war.

Etwas trübselig saßen wir eines Tages zum Mittagessen im Speisesaal des Hotels. Plötzlich starrte unsere Mutter über unsere Köpfe hinweg durch das große Hotelfenster, sprang mit einem Aufschrei auf und lief zur Tür hinaus. Es war für uns Kinder aufregend genug. Aber es leitete nur ein

überraschendes und freudiges Wiedersehen mit den besten Freunden unserer Eltern ein, die auf der Reise von Schottland in die Schweiz just im selben Hotel Jung neben dem Bahnhof in Rüdesheim abgestiegen waren. Diese freudige Überraschung hatte eine frappierende Wirkung: Das Fieber unserer Patienten verschwand, der liebe alte Doktor Brömser, der eine schwarze Binde über dem im Krieg verlorenen Auge trug, hatte nichts mehr zu verordnen. Nach zweitägiger fröhlicher Gemeinschaft fuhren wir Brandenburgs mit dem Dampfer weiter rheinabwärts durch das Binger Loch und an der »ewigtraurigen Lorelei« vorbei nach Königswinter. Endlich konnte ich mit einem Esel reiten, um die Spitze des Drachenfels zu erklimmen, von wo wir eine herrliche Aussicht auf Godesberg und Rolandseck hatten und wo wir einen Barden sentimentale Weinlieder singen hörten. Wir machten noch eine Wagenfahrt (natürlich per Pferde) durch das Siebengebirge, besichtigten die schöne Ruine des Klosters Heisterbach, und dann ging es per Dampfbahn gen Süden, und ein paar Stunden später standen wir am Heidelberger Schloß.

Kein Kind des deutschen Reiches kann das innerlich erleben, was ich damals erfuhr. So war es doch nicht nur ein Traum, und diese Stätten standen nicht nur in Büchern wie Märchen aus alter Zeit. Was meine Phantasie erfüllt hatte, wurde schaubare Wirklichkeit.

In der Schweiz

Gewiß brachte dann die Schweiz noch stärkere Natureindrücke. Auf der Fahrt von Basel nach Luzern stand ich mit dem Vater am Fenster, bis er mir in der Ferne den ersten ewigen Schnee auf den Bergen zeigte. An Schnee war ich von klein auf gewöhnt, aber nun mitten im Hochsommer! Das noble »Hotel de L'Europe« nahm uns als Gäste auf, und alles

imponierte mir, der stolze Portier in seinem Dress und der fast unnahbare Oberkellner. Ich beobachtete scharf, wie sich hinter dem Schirm der Küche die Brigade der Kellner sammelte, um auf einen Pfiff des Obers hin ihre Tische zu bedienen. Freilich horchte mein Jungenoehr auch auf, als einer der Kellner dem Ober flüsternd mitteilte, daß jenes junge Paar sein Gepäck schon vorausgeschickt habe, aber die Rechnung noch nicht bezahlt sei. Und wirklich trat er den beiden in den Weg, als sie den Speisesaal still verlassen wollten. Ich sah, wie sie auf die Mahnung des Obers hin eröteten. Es war doch nicht alles so nobel in einem noblen Hotel.

Und dann kam der erste Sonntag. Bei strahlendem »Postkarten«-Wetter fuhren wir mit dem »Wilhelm Tell«, dem damals ganz modernen Raddampfer, von Luzern nach Brunnen. Zum ersten Mal sah ich das grünblaue Wasser eines Schweizer Sees, die grünen Matten und auf dem Urirotstock wieder ewigen Schnee. Ich konnte nur wortlos genießen und hatte nicht genug Augen, um all die Schönheit in mich aufzunehmen. Und daß mich bei dem Namen Küßnacht oder Rütli Schillers Drama dauernd begleitete, brauche ich nicht zu erwähnen.

Auf der Suche nach einem Hotel, wo wir eine Woche ausruhen könnten, fanden wir das Hotel Müller in Gersau. Noch leitete der alte Herr Müller den großen Familienbetrieb. Saaltöchter in Schweizer Tracht bedienten uns bei Tisch. Daß man sechs bis sieben Gänge zum Mittagessen vertilgen konnte, war mir neu, auch wenn die Portionen entsprechend klein waren. Das Morgenfrühstück unter den Platanen direkt am Wasser mit dem Blick über den See, die Ruhe – es gab ja kaum Autos! –, die fröhliche Harmonie in unserer Familie – alles sorgte dafür, daß Gersau für uns jahrelang wie ein Paradies erschien. Über Flühelen fuhren wir nach Göschenen, wo wir den Bus nach Andermatt erwarteten. Als wir im Wartesaal des Bahnhofs geduldig saßen, ging



Schweizer Reise 1909

der Wirt durch den Raum und grüßte stumm seine Gäste. Kaum war er vorbei, so flüsterte es an jedem Tisch: »Das war Ernst Zahn«, der bekannte und auch in Riga viel gelesene Romanschriftsteller. Auf der Omnibusfahrt durch das schmale Reußtal erlebten wir ein Gewitter, wobei der Donner in ungezählten Malen von den Felswänden widerhallte. In Andermatt landeten wir in tiefem Nebel. Oder war es eine Wolke? Am nächsten Morgen war das Wetter klar, und wir gingen zu Fuß zur Teufelsbrücke, um den rauschenden Wasserfall zu erleben. Und nachmittags mietete unser Vater eine Mailcoach, zu deutsch: eine Postkutsche, mit fünf Pferden davor. Mit ihr fuhren wir auf den Oberalppaß, wo ich mit Hilfe des Wirtstöchterleins meinen ersten Enzian pflückte.

Und dann gings ins Berner Oberland. Über den Brünigpaß fuhren wir nach Meiringen, um den rauschenden Alpbachfall zu erleben, und in Brienz bestiegen wir den Dampfer, der

uns nach Interlaken brachte. Zum Glück wohnten wir abseits vom international bevölkerten Höhenweg im »Deutschen Hof«. Alles verlief programmäßig. Die Jungfrau zeigte sich in ihrer Schönheit. Wir sahen sie im Mondenschein silbern leuchten, und wir sahen sie zart errötend beim Sonnenuntergang. Mit einem offenen Landauer machten wir einen herrlichen Ausflug nach Grindelwald, wo ich in den Gletscher hineingehen durfte, wo eine Höhle aus dem Eis herausgeschlagen worden war.

Dann ging es hinauf zur kleinen Scheidegg. Wie könnte ich jene Stunden oben, wo wir unter freiem Himmel diniereten, vergessen! An der gegenüberliegenden Eigerwand donnerten Lawinen ins Tal. Und dann fuhren wir über Wengeralp ins Lauterbrunner Tal zum Staubbachfall und dem gewaltigen, in mehreren Stufen herabbrausenden Trümmelbach. Wieder ein unvergeßlicher Tag!

Am Genfer See

Als der Vater den Oberkellner nach einem Hotel in Lausanne fragte, hatte dieser den Leichtsinn – oder wollte er sich einen Spaß erlauben? –, uns das »Grand Hotel Beau Rivage« in Ouchy zu empfehlen. Ahnungslos fuhren wir hin und waren schon etwas überrascht, daß unter den vielen Omnibussen, die am Bahnhof auf Gäste warteten, nur der unsere motorisiert war. Und dann landeten wir in jenem berühmten Diplomatenhotel, in dem im Laufe der Jahrzehnte viele politische Konferenzen abgehalten wurden. Mein Vater war klug genug, für uns Zimmer im Chalet zu bestellen, das in einem wundervollen Park mit südländischen Pflanzen lag, und wo jeder von uns Kindern ein Zimmer für sich bekam. Das alles war interessant oder sogar lustig. Aber dann kam das Abendessen, das wir natürlich nicht table d'hôte einnahmen, sondern im sogenannten Restaurant.

Wie erschrakten wir, als hier die Gäste alle in großer Garderobe zu Tisch saßen, die Herren im Frack, die Damen in Balltoilette. Und in diesem Milieu erschien nun die schlichte Familie Brandenburg: die Mutter in Rock und Waschbluse, die Söhne in Knickerbockern usw. Wir Kinder grinsten verlegen. Dem Vater war es furchtbar peinlich. Er beeilte sich, das Abendessen zu verkürzen, um mit uns aus dieser unerfreulichen Umgebung hinauszustürzen. Seine Laune war für Tage verdorben, und an den Ober in Interlaken wurde nicht freundlich gedacht. Dennoch waren die nächsten Tage herrlich. Wir fuhren mit der Bahn bis Villeneuve, an der Südspitze des Genfer Sees, und machten dann eine prachtvolle Dampferfahrt über den ganzen See bis Genf. Noch fuhren die schlanken Segelboote der Fischer ohne Motoren über den See. Schloß Chillon zeigte sich so schön wie auf den Fremdenprospekten. Montreux, Vevey (aßen wir nicht auch in Riga Galapeter-Schokolade?), Territet und all die wunderschönen Orte am Nordufer des Sees lagen vor uns, und hinter uns schneebedeckt »La dent du Midi«. Auch die zwei Tage in Genf verliefen programmäßig. Der Vater fand seine gute Laune wieder, obwohl er sich ärgerte, kein Französisch zu können. Nachdem die Stadt zu Fuß besichtigt war: das Reformationsdenkmal, die Rousseau-Insel in der Rhône, das Brunswickdenkmal und vor der Schneepyramide des Montblanc die riesige Fontäne –, mietete der Vater wieder einen Pferdewagen, der uns nicht nur am wunderbaren Ufer des Sees entlang nach Noyon fuhr, sondern auch über die französische Grenze nach Ferney, wo wir das Schlößchen Voltaires wenigstens von außen beäugten. Nun war ich auch in Frankreich gewesen!

Der Besuch der Schweiz ging zu Ende. Schaffhausen und der Rheinfall standen noch im Programm. Es war ein glühend heißer Tag – für unseren Vater immer kritisch! Aber unsere Mutter hatte den Standpunkt: Wer weiß, ob ich je wieder hierher komme! – und darum mußte die Aussicht

auf den gewaltigen Wassersturz bis zur untersten Kanzel ausgenutzt werden. Unten konnte man nur noch im Regenmantel die allerdings eindrucksvollen Wassermassen, die uns zu verschlingen drohten, betrachten. Auch der Vater war beeindruckt.

Die Heimfahrt

In Konstanz waren wir wieder auf deutschem Boden. Wir lebten im Inselhotel, dem ehemaligen Kloster. Mit Herzklopfen sahen wir den Hußturm, in dem der unglückliche Johann Huß geschmachtet haben soll, mit Interesse den Saal, in dem das Konstanzer Konzil getagt hatte, und mit Schauern den Gedenkstein für Huß, wo er den Feuertod erlitten.

Die Fahrt über den Bodensee war für mich besonders interessant, weil wir bei Friedrichshafen die schwimmende Zeppelinhalle sahen. Hatte die Technik auch mein Interesse verloren, so fesselte mich doch die Luftfahrt in jeder Beziehung. Einen Tag waren wir in Lindau, der schönen Inselstadt, dann ging es per Zug nach München, wo wir die Propyläen bewunderten, von denen unsere Mutter uns schon viel erzählt hatte. Statt ins Museum zu gehen, bestaunten wir die Bavaria an der Oktoberwiese. Ich konnte es mir bei großer Hitze nicht verkneifen, die Gestalt von innen zu besteigen, wo ich dann feststellte, daß der Innenraum des großen Kopfes Raum hatte für eine kleine Musikkapelle. Na, draußen war es schöner als drinnen.

Zum Schluß sollte Nürnberg, die alte fränkische Stadt, den Höhepunkt bilden. Hatte ich mir etwa am kühlen Morgen in Lindau, wo ich allein die Stadt durchstreifte, eine Erkältung geholt? Schon im Zuge schüttelte es mich, und in Nürnberg hatte ich Fieber. Dazu kam das Pech, daß nicht nur der »Rote Hahn«, das bewährte Hotel, voll besetzt war,

sondern in ganz Nürnberg überhaupt kein Fremdenbett zu haben war. Die Bayreuther Festspiele waren auf einige Tage unterbrochen, und die kunsthungrigen Wagnerianer entspannten sich in der lieben alten Reichsstadt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als in das benachbarte Fürth zu fahren, wo wir ein etwas altmodisches Logis fanden. Aber immerhin überwand ich mein Fieber, und es gab anschließend noch ein paar herrliche Tage in Nürnberg. Wie oft hatte ich in alten Zeitschriften in Holzschnitten alle die Schönheit gesehen, und nun durfte ich sie mit meinen Augen bewundern! Das Dürerhaus und die Sebalduskirche, den goldenen Brunnen und Hans Sachsens Fenster, die Lorenzkirche mit dem englischen Gruß und vor allem die Burg mit dem Blick auf das Häusermeer mit den roten Dächern. Gretel und ich liefen stürmisch der Führung voraus und schrieen bald vor Schrecken auf, als wir in einer Kammer die blasse Gestalt des Eppeler von Geilingen auf dem Stroh hocken sahen. War er den Nürnbergern durch seinen gewaltigen Sprung über die Mauer entwischt (»die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn«), so rächten sich nun die Nachkommen jener Vorfahren, indem sie den alten Raubritter wenigstens als Wachfigur in diesem Verließ schmachten ließen. Die Schreckenskammer mit all den Folterinstrumenten ließ uns gruseln. Daß wir uns zuletzt im Bratwurstglöcklein stärkten, gehörte zum alten Nürnberg.

Es ist nicht zu verwundern, daß ich noch jahrelang von dem Eindruck dieser Reise zehrte. Ganze Alben von Ansichtspostkarten – die Amateurfotografie war erst in den Kinderschuhen – sorgten dafür, daß ich weiter in Erinnerungen schwelgte. Manches Andenken, das heute etwas schnell als »Kitsch« bezeichnet wird, gab die nötigen Assoziationen. Es war das richtige Alter von vierzehn Jahren, in dem ich diese Reise erlebte. Begeisterungsfähig und mit dem nötigen Wissensdurst belastet, reifte ich durch diese Reise.

Ich erwache für das andere Geschlecht

Noch auf einem sehr wichtigen Gebiet zeigte sich, daß ich in die Entwicklungsjahre kam. Die letzten drei Jahre auf der Schulbank brachten mir das Erwachen von Herz und Auge für die Anmut und Lieblichkeit des weiblichen Geschlechtes. Ich erinnere mich wohl, wie mir eine der Schönen wiederholt ein Lächeln schenkte, das mir auffiel. Zum ersten Mal merkte ich, daß ein Mädchen für einen so schüchternen Jüngling, wie ich es war, Interesse hatte. Das machte mir Mut. Ich überwand meine Ängstlichkeit und traute mir bald zu, dem schönen Geschlecht zu imponieren. Als bei einer Silberhochzeit meine kleine lustige Tischdame auf meine Tischkarte den Vers schrieb: »Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück«, habe ich diese Karte als wertvolle Reliquie lange verwahrt. Im Winter auf der Schlittschuhbahn trafen wir uns dann öfters, wo das Herz trotz der Kälte warm blieb. Daß meine mimischen Leistungen hie und da ein Mädchenherz zum Glühen brachten, machte mich stolz. Wer läßt sich in diesem Alter nicht gerne bewundern! Nun freute ich mich auch, daß ich tanzen gelernt hatte. Ja, ich nahm sogar erneut Tanzstunden, um bei einem polnischen Tanzlehrer die Masurka tanzen zu lernen, jenen an Rhythmik so reichen polnischen Tanz. Das ergab bald eine Kollektivfreundschaft mit einer ganzen fröhlichen Mädchenklasse. Jetzt entfaltete sich die baltische Vergnüglichkeit zu hoher Blüte. In den letzten Schuljahren war ich oft Sonnabend für Sonnabend zu Tanzgesellschaften eingeladen. Ich denke an jene Zeit ungetrübt und ohne Bedauern. Die strenge Zucht unserer Mutter, unter deren Augen sich das alles vollzog, aber auch die ernste Gewissensbindung, die ich der mütterlichen Erziehung verdankte, hielten mich in der nötigen Distanz. Bei aller Freundschaft gab es weder heimliche Briefe noch gar Zärtlichkeiten. Noch kannte das

Bürgertum die strenge Moral. Erst als Student sollte ich merken, daß hinter diesem Firnis schon schwere Verfallserscheinungen die Gerichtszeiten vorbereiteten. Mein Elternhaus hat mich vor vielem bewahrt, was anderen Altersgenossen Schaden zufügte. Allerdings sah ich die Welt nicht so, wie sie ist, sondern, wie ich sie sehen wollte. Darum waren die späteren Erschütterungen umso größer. Später sah ich auch, wie sehr Eitelkeit und Oberflächlichkeit mich ernsthaft bedrohten, und ich lernte Gott danken, daß er in meinem Leben mit kräftiger Hand die Weiche stellte.

Wer bin ich?

Hat meine Konfirmation hierfür eine Bedeutung gehabt? Wir jungen Balten wurden erst am Ende der Pubertätszeit konfirmiert, etwa zwischen siebzehn und zwanzig Jahren. Der Unterricht zog sich auch nicht durch ein bis zwei Jahre hindurch wie in Deutschland, sondern umfaßte nur wenige Wochen, in denen wir täglich ein bis zwei Stunden hatten. Dieser Unterricht konnte auf junge Menschen in diesem Alter einen tiefen Einfluß haben, und es bestand die Möglichkeit, diese Zeit als eine Art Jugendevangelisation aufzufassen. Ehe ich aber über meinen Konfirmationsunterricht und die anschließende Feier berichte, muß ich einige Begegnungen nachholen, die für meinen inneren Werdegang bedeutungsvoll wurden.

Meine Mutter hatte Vertrauen gefunden zum »jungen« Pastor Karl Keller. So wurde er zum Unterschied von seinem Vater genannt, der uns Kinder alle getauft hatte. Karl Keller war Vorsteher unseres kleinen Diakonissenhauses und predigte allsonntäglich in der kleinen Kapelle der Anstalt. Sie füllte sich stets mit einer zahlreichen Hörschar. Und wenn wir auch nicht regelmäßig anwesend waren, so begleitete ich doch meine Mutter gerne. Ich weiß nicht, wie

weit diese Predigten mich innerlich wach machten, aber sie waren interessant, und Keller war ein guter Redner. In Deutschland hätte man ihn damals »modern-positiv« genannt. »Positiv« – weil er in Christus den ewigen Gottessohn verkündete und an der Bibel nichts wegstrich. »Modern« – weil er auf die Probleme der Gegenwart einging und seine vielseitige Bildung nicht versteckte. Mir fiel auf, wie oft er Goethe zitierte, ohne ihn als Muster eines Christen hinzustellen, aber doch so, daß Goethes Lebensweisheit ihm offenbar einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Nachträglich möchte ich glauben, daß die Frage von Sünde und Gnade ihm nicht so im Mittelpunkt der Verkündigung stand, wie sie mir später wichtig wurde.

Pastor Thumim

Während einer längeren Krankheitszeit Kellers wurde er in den Predigten von dem Judenmissionar Pastor Thumim vertreten. Eine englische Judenmission hatte ihn nach Riga berufen. Hier fand er ein großes Arbeitsfeld. Die Moskauer Vorstadt war zum großen Teil von Juden bevölkert. Durch die Judengesetzgebung des russischen Zarenreiches war ihnen nur ein beschränktes Siedlungsgebiet – im wesentlichen das alte Polen, Teile der Ukraine und Kurland – zugestanden. Aber alle akademisch Gebildeten und Kaufleute von einem bestimmten Einkommen an waren, soviel ich weiß, von dieser Einschränkung befreit. Ob die großen Mengen armer proletarischer Juden in Riga illegal lebten, weiß ich nicht. Die Einhaltung der Gesetze im alten russischen Reich war einer gewissen Willkür ausgesetzt. Da die meisten dieser Juden einer völlig anderen Kulturschicht entstammten, waren sie unbeliebt. Und das nährte einen törichten und – wie wir wissen – ausgesprochen böartigen Antisemitismus. Auch ich war ihm leider verfallen.

Da die Juden die Börse nicht betreten durften, tätigten sie ihre Geschäfte auf der Straße vor der Börse. In den engen Straßen der alten Stadt entstanden dadurch Verkehrshindernisse, und es fehlte nicht an üblen Anrempeleien. Von blutigen und grausamen Pogromen, wie sie wiederholt in der Ukraine geschahen, habe ich in Riga freilich nichts gehört. Mein Vater hatte als Tuchhändler viele Handelsbeziehungen zu Juden. Er warnte mich oft, alle Juden über einen Kamm zu scheren, und ich lernte durch ihn redliche und auch interessante Männer aus dem Judenvolk kennen.

Nun aber traf ich einen getauften Juden, der mich einen völlig neuen Blick auf das Volk des Alten Testaments lehrte. Die Predigten Thumims interessierten mich so sehr, daß ich keine versäumte, auch wenn ich einmal allein zur Kirche ging. Sein Äußeres war so, wie ich mir den Anblick des Apostels Paulus vorstellte. Klein von Wuchs mit dichtem schwarzem Haar, einem etwas grau melierten Bart, einer scharfen Adlernase und klugen schwarzen Augen. Auch seine rauhe Sprache verriet den Semiten. Ohne Kanzelpathos, aber in Vollmacht verkündete er die Christusbotschaft. Hier hörte ich das Evangelium Luthers und des Apostels Paulus. Es ging um Sünde und Gnade. Immer stand diese Botschaft im Mittelpunkt. Mir war erzählt worden, Thumim sei zwar schon als Knabe getauft worden, hätte sich dann revolutionären Kreisen angeschlossen und nach seiner Verhaftung im Gefängnis erst eine echte Bekehrung erlebt. Er studierte dann in Dorpat Theologie und betreute, ehe er nach Riga kam, die Gemeinde Schemacha im südlichen Kaukasus. Das war eine evangelisch-lutherische Armeniergemeinde, die sichtbare Frucht der Arbeit des polnischen Grafen Felician Zaremba. Dieser originelle Erweckungsmann hatte über ein Jahrzehnt im Auftrag der Basler Mission im Kaukasus gewirkt. Da der Katholikos, das Haupt der armenischen Kirche, seinen Einfluß nicht mochte, war er genötigt, eine evangelisch-lutherische armeni-

sche Gemeinde zu gründen, deren Leitung etliche Jahre Pastor Thumim hatte. Oft fand nach der Predigt in der Diakonissenkapelle eine Judentaufe statt. Ich erlebte mit Spannung, wie erwachsene Menschen den Anschluß an Jesus fanden. Noch wichtiger war, daß ich zum ersten Mal aus den Predigten den Ruf zur Entscheidung hörte. Thumim verstand, evangelistisch zu sprechen. Seine Predigten waren nicht nur fromme Unterhaltungen, sie wollten auch den Willen des Hörers in Bewegung setzen. Ich entzog mich allerdings diesem Einfluß dadurch, daß ich in unreifer Weise meinte, so könne er als ehemaliger Jude sprechen, ich aber sei ja als Christenkind getauft und christlich erzogen. Immerhin ist Thumims Einfluß auf meinen weiteren Weg nicht ohne Folgen geblieben.

Thumim erlag einem Herzinfarkt in der Sakristei der Jakobikirche, nachdem er dort eine Vertretungspredigt gehalten hatte. Als einziger aus unserer Familie folgte ich dem Trauerkondukt, der bei uns im alten Riga in einer langen Prozession vom Trauerhaus bis zu den weit draußen liegenden Friedhöfen ging. Mir fiel auf, daß unter den Trauergästen eine nicht geringe Zahl polnischer Juden waren, in ihren langen Kaftanen und mit den bekannten Schläfenlocken. Offenbar hatte Thumim weiten Eingang bei den Juden gefunden.

Eine Berufung?

Der Begegnung mit diesem Zeugen Jesu folgte eine kürzere, aber umso wirkungsvollere. Es wird im Sommer darauf gewesen sein. Ich war fünfzehn Jahre alt und saß mit meiner Mutter in der Waldkapelle von Bilderlingshof, dem so geliebten Ferien-Strandort. Es predigte Propst Bernewitz aus Kandau in Kurland. Nie hatte ich den Mann vorher gesehen und nie sah ich ihn wieder. Äußerlich machte der groß ge-

wachsene Mann auf mich keinen besonderen Eindruck. Aber seine Predigt habe ich nicht vergessen. Er sprach über das Wort aus dem Johannesevangelium (9.4): »Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.« Bernewitz sprach davon, daß der Herr uns in seinen Dienst haben will. »Ihr jungen Leute, warum steht ihr blasiert an den Ecken? Gott will eure Nachfolge und eure Arbeit!« Das waren die Sätze, die mich trafen. Am Nachmittag dieses Sonntags schrieb ich meinem Freunde Theo Taube, mit dem ich fast ein Jahrzehnt auf der Schulbank gegessen hatte, den Inhalt der Predigt nieder. In wenigen Tagen hatte ich seine Antwort, in der er, der Pastorensohn, mich fragte: »Wollen wir nicht zusammen Theologie studieren?« Dieser Satz wirkte auf mich wie eine Berufung. Mir war sofort klar, daß ich Theologie studieren sollte. Ich war mir auch irgendwie bewußt, daß das Gottes Wille sei. Es ist für die ganze Ausrichtung meines Lebens von Bedeutung geworden, daß ich mich zum Dienst gerufen wußte. Das Wort von Bernewitz hat mich oft begleitet. Gewiß war ich damals viel zu unreif, um alle Konsequenzen zu erkennen. Aber das wußte ich wohl, daß es sich nicht um einen äußerlichen Dienst handelt und daß gewisse entscheidende Voraussetzungen bei mir noch fehlten.

Als ich meinen Entschluß nach einigen Tagen den Eltern verriet, waren sie einverstanden und erfreut. Eine Familientradition, die zum Pastorenberuf wies, gab es bei uns nicht. Der Vater jenes Bäckermeisters Christian Daniel Brandenburg war in Vorpommern Schäfermeister gewesen. Das war der einzige »Hirt«, lateinisch: »pastor«, den ich unter meinen Vorfahren kannte. Daß meine Mutter mir schon in meiner frühen Kindheit nahegelegt hatte, einmal Pastor zu werden, ist schon erwähnt. Später lehnte ich diesen Gedanken ab und interessierte mich mehr für Geschichte und Naturwissenschaft. Mit einer irgendwie christlich gearteten

Jugendbewegung bin ich nie zusammengekommen. Es existierte in Riga ein Christlicher Verein junger Männer, aus dem ich später einige Mitglieder kennenlernte. Aber auch dahin führte von mir aus keine Brücke. Wenn ich jetzt freudig und entschlossen den erkannten Beruf bejahte, so hing das auch mit der erwachenden Sündenerkenntnis zusammen.

Ich war bei aller Lebhaftigkeit doch schüchtern und zurückhaltend. Über religiöse Dinge pflegte man in unserem Kreise nicht zu sprechen. Viel aber verdankte ich dem guten Religionsunterricht in der Schule. Die Namen meiner Religionslehrer haben für mich alle noch einen guten, warmen Klang. Der schon genannte Pastor Bergengruen verstand in mir kleinem Buben irgendwie eine Saite zum Klingen zu bringen, die schon meine Mutter früh gespannt hatte. Später unterrichtete uns Dr. Poelchau, genannt »Pelops«, ein gelehrter alter Herr mit wallendem grauen Bart. Seine aufrichtige baltische Frömmigkeit war nicht zu bezweifeln, auch wenn er mit Betonung sagte, daß auf seinem Schreibtisch die Bibel, Luther und Goethe nebeneinander ständen. Ihm folgte Alexander Burchardt, der spätere Propst der Stadt Riga. Seine herbe Art verstand, in mir mein Gewissen zu wecken. Ich hatte ihn gern, und unsere Freundschaft blieb, bis wir uns das letzte Mal nach dem Krieg in Bethel bei Bielefeld sahen, wo er auch gestorben ist.

Ehe ich in das russische Gymnasium hinüberwechselte, unterrichtete uns mehrere Jahre der junge Pastor Hermann Poelchau, der Bruder des letzten evangelisch-lutherischen deutschen Bischofs Lettlands. Er gab meinem Interesse für Geschichte eine innere Wendung. Ich besitze noch das Exemplar der Kirchengeschichte von Dr. Netoliczka, nach dem er unterrichtete. Den Verfasser lernte ich Jahrzehnte später in seiner Heimatstadt Kronstadt in Siebenbürgen persönlich kennen. Poelchau lieh mir eines Tages eine von Else Zuhellen-Pfleiderer übersetzte und gekürzte Ausgabe

von Augustins Bekenntnissen. Die Lektüre dieses Buches war für mich sehr eindrücklich.

Durch eine unvergessene Episode gewann der Unterricht von Poelchau für mich an Bedeutung. Als in Preußen der Kirchenstreit des evangelischen Oberkirchenrats mit dem Pastor Jatho in Köln die Gemüter erregte, berichtete unsere liberale »Rigasche Rundschau« darüber in einseitiger Weise. Und als wir im Kirchengeschichtsunterricht auf die Inquisition zu sprechen kamen, meldete ich mich temperamentvoll und sprach von »moderner Inquisition« im Blick auf den Fall Jatho. Hermann Poelchau blieb meinem Angriff gegenüber ruhig und sachlich. Er brachte mir am Tage darauf die kirchlichen Berichte über jene Vorgänge und über die pantheistische Verfälschung des Evangeliums durch Jatho. Ich war schnell überwunden und schämte mich meines vor-eiligen Urteils, erkannte aber zugleich zum ersten Mal, wie unzuverlässig unsere Tagespresse in ihren Berichten ist, wenn es um Glaubensfragen geht. Wohl in diesem Zusammenhang kam ich in persönliche Gespräche mit meinem Lehrer, so daß er mir das Buch Augustins lieh. Die Bibel las ich damals noch nicht, darum kann ich sagen: Kein Buch hat mich in jener Zeit innerlich so gefördert wie jenes. Die inneren Kämpfe des Kirchenvaters und seine Bekehrung wiesen auch mir den Weg. Augustin lebte fünfzehnhundert Jahre früher als ich. Ich merkte, daß meine Fragen uralte sind, und daß nur die Entscheidung für Jesus zur Freiheit und zum Frieden führen kann.

Konfirmandenunterricht

Und nun sollte im Sommer 1911 meine Konfirmation stattfinden. Da wir im Religionsunterricht durch die Pastoren die fünf Hauptstücke von Luthers Kleinem Katechismus schon auswendig konnten und wir uns damit den Lernstoff

des kirchlichen Unterrichts schon angeeignet hatten, gab es im Konfirmandenunterricht keine Hausaufgaben. Mein Unterricht dauerte nur drei Wochen, allerdings täglich zwei bis drei Stunden. Es war ja Ferienzeit. Er fand in der schon genannten Waldkapelle im Kiefernwalde statt. Pastor Karl Keller begrüßte die Teilnahme von Angehörigen. Meine Mutter kam fast täglich mit, da sie Kellers Verkündigung schätzte. Wir rund fünfzehn Konfirmanden saßen an einem langen Tisch im Gang der Kirche. Wer zuhören wollte, setzte sich in die Bänke. Mit meinen sechzehn Jahren war ich unter den Konfirmanden der Jüngste. Zwanzig- bis Einundzwanzigjährige waren bei uns keine Seltenheit. Der Unterrichtende hatte also mit reifen jungen Menschen zu rechnen. Viele Lebensprobleme wurden besprochen. So die Frage des sexuellen Lebens, der Selbstmord und allerlei apologetische Fragen. Zu Anfang des Jahrhunderts beherrschten Ernst Haeckel und Wilhelm Ostwald weithin die Weltanschauung der sogenannten Gebildeten. Da Ostwald ein Studienfreund von Keller und dieser gegen Ostwald besonders geladen war, widmete Keller der Frage nach Naturwissenschaft und Bibel einen weiten Raum.

Keller hatte eine bildhafte Sprache, und manche seiner Gleichnisse blieben mir unvergessen. So erzählte er von einem Vater mit drei Söhnen. Der Älteste war schon erwachsen, der zweite in jenem Alter, wo man so klug ist wie nie nachher – er war vierzehn Jahre alt! – und der Jüngste war sieben Jahre. Der Vater erzählte seinen Kindern die Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall, wie sie in der Bibel berichtet sind. Der Jüngste sagte: »Ach, Vati, das war eine interessante Geschichte! Die mußt Du mir nächstens wieder erzählen.« Der Vierzehnjährige zuckte verächtlich die Achseln und dachte heimlich: »Wie kann der Vater bloß solchen Unsinn erzählen, das kann doch kein gebildeter Mensch glauben.« Der Älteste aber dachte: »Was habe ich für einen klugen Vater, der diese schweren Weltprobleme, die nie-

mand ganz ergründen kann, so kindlich zu erzählen versteht, daß selbst mein jüngster Bruder mitkommt und ich mir ein paar dicke Scheiben abschneiden kann!« Den jüngsten Bruder verglich Keller mit dem Volk Israel in der Zeit der Entstehung jener Geschichten, den ältesten mit dem reifen Christen, nun, und der Vierzehnjährige war dann Ostwald, sein ehemaliger Studienkamerad. Gewiß sind damit nicht alle Fragen beantwortet, aber uns war eine gute Denkrichtung gegeben.

In der längeren Pause zwischen den beiden Vormittagsstunden ergingen wir uns im Walde, und wer wollte, hatte die Möglichkeit, an den Pastor Fragen zu stellen. Die Konfirmation war selbstverständlich freiwillig. Allerdings steckte insofern ein staatlicher Druck dahinter, als unsere lutherische Kirche nach dem russischen Gesetz nur als »geduldet« galt. Wer sich ihr nicht durch die Konfirmation verband, stand in Gefahr, der orthodoxen Staatskirche zu verfallen. Denn der Begriff des Dissidententums oder der Religionslosigkeit war im alten Rußland unbekannt.

Auf den Konfirmandenunterricht freute ich mich. Er war interessant, und ich steckte voller Fragen. In mir war ein wirkliches Verlangen nach dem Evangelium erwacht. Ich sehnte mich nach erlebter Vergebung. Ein Junge in meinem Alter wußte genug, was Sünde ist, auch wenn er die biblische Tiefe dieses Begriffs noch nicht ausloten konnte. Wenn mir dieser Unterricht schließlich den eigentlichen Wunsch nicht erfüllte, so lag es gewiß an mir. Ich war noch zu unreif. Kellers Unterricht war lebensnah und von hohem religiösen Ernst. Seine apologetischen Ausführungen waren für uns junge Menschen keine geringe Hilfe. Aber meine Not lag weniger in Erkenntnisschwierigkeiten. Diese ließ ich noch gar nicht ernsthaft an mich herankommen. Als ich später – auch noch als Schüler – Luther zu lesen begann, fand ich mich von ihm angesprochen und verstanden. Bis heute bezeichne ich mich darum gern als Lutheraner, ohne mich al-

lerdings dadurch konfessionell von anderen Christen zu distanzieren. Es geht mir um das Evangelium von der Heilsgewißheit durch Jesus Christus. Das war auch der Grund, warum ich später mein Zuhause so schnell und dankbar in Erweckungskreisen fand, das heißt, innerhalb des Pietismus und der Gemeinschaftskreise. Und das, obwohl ich von klein auf in Schule und Haus vor pietistischen Verirrungen gewarnt wurde!

Ich will nie vergessen, wieviel ich auch meinem Elternhaus für mein inneres Leben zu danken habe. Die saubere Atmosphäre, der Geist großer Wahrhaftigkeit, auch mein Abend-Kindergebet, zu dem der Vater oder die Mutter an mein Bett kamen – alles hat mich vorbereitet, Gottes Willen für viele Gebiete meines Lebens deutlich werden zu lassen. Wenn mich manche Predigt, die ich in meiner Jugend hörte, langweilte und über meinen Kopf hinwegging, so wurde in mir durch den Kirchgang, die Liturgie unserer Kirche und die Lieder die Ehrfurcht vor dem Heiligen geweckt. Was mir wohl gefehlt hat, war vor allem die Bibel. Eine alte Familienbibel stand zwar auf dem Bücherbord und wurde bewundert, und für teures Geld kaufte mein Vater meiner Mutter einst zwei Riesenbände der Doreéschen Bibel mit ihren etwas theatralischen Illustrationen. Die beiden Bände lagen auch auf dem Tisch des Besuchszimmers. Je und dann wurden ihre schwarz-weiß Bilder bewundert. Ich erinnere mich aber nicht, daß je ein Satz der Bibel gelesen wurde. Es war nicht Sitte, und wir waren konservativ bis in die Fingerspitzen.

So ging ich zwar nicht unvorbereitet in die Konfirmationszeit und in die Konfirmationshandlung selbst. Aber in mir war noch ein Riegel nicht zur Seite geschoben. Ich wollte, und dann wollte ich wiederum doch nicht!

Nach der letzten Unterrichtsstunde rief Keller jeden der Konfirmanden einzeln zu einem Gespräch unter vier Augen zu sich. Ich war viel zu feige, wahrscheinlich auch zu

hochmütig, um mit meinen letzten Fragen herauszukommen, wobei es ohne eine Beichte nicht gegangen wäre. So verpaßte ich diese Gelegenheit. Keller selbst war zu zurückhaltend, um in mich zu dringen. Er fragte mich nur, ob ich nach dem Unterricht bei meinem Entschluß, Theologie zu studieren, bliebe. Und er war sichtlich erfreut, als ich das mit Nachdruck bejahte.

Tradition als Hindernis

Der Tag der Konfirmation war wie gewöhnlich zu stark belastet mit viel gut gemeinten Besuchen und einer Fülle von Geschenken. Im bürgerlichen Bewußtsein war dieser Tag nicht nur ein kirchlicher Festtag, sondern zugleich ein Abschnitt der Reife durch den Eintritt ins Jungmännerleben. Silberne Zigarettenetuis und Manschettenknöpfe gehörten ebenso zu den Konfirmationsgeschenken wie Kunstalben und Bücher allen möglichen Inhalts, etwa Chamberlains »Grundlagen des zwanzigsten Jahrhunderts«! Wieviel mehr hätte ich von dem Tage gehabt, wenn es ein stiller Tag gewesen wäre, allein mit den Eltern und Geschwistern!

Auch die Feier selbst überlastete mein inneres Auffassungsvermögen. Unmittelbar nach der Konfirmation erfolgte die allgemeine Beichte unter Handauflegung und anschließend die Feier des ersten heiligen Abendmahls. Nachdem ich die Beichtansprache und Absolution in gesammeltem Ernst und großer Erwartung durchlebte, reichte die innere Kraft zum Abendmahl nicht mehr. Ich habe später in meinem eigenen Gemeindedienst daraus Folgerungen gezogen. Meinen Konfirmationsspruch erwartete ich mit einer gewissen Spannung. Vielleicht meinte ich kindlich, aus ihm müßte irgend ein Funke auf mich springen. Er aber wies mich an die Bibel: »Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege« (Ps. 119.105). Spä-

ter habe ich so oft für dieses wegweisende Wort gedankt. Nicht Erlebnisse mit Gott sind nötig, sondern ein Leben im Umgang mit ihm. Und da ist die Bibel das entscheidende Hilfsmittel. Schade, daß selbst viele fromme Menschen an ihr – oft aus einer gewissen Trägheit – vorübergehen! Nicht meine Gedanken, die ich mir über Gott mache, sind entscheidend, sondern seine, die er über mich hat und die er mir mitteilt in seinem Wort, durch das er auch an mir handelt.

Meine Eltern überreichten mir zur Konfirmation eine große kostbare Bibel in ledergeprägtem Einband. Sie war sehr schön, aber doch recht unhandlich und eher für den Altar geeignet. Kleine Handbibeln waren damals wenig verbreitet. Aber doch stand mir der Wert der Bibel nun täglich vor Augen. Habe ich sie auch gelesen? Mit seltsamer Scheu wagte ich nicht, sie in Gegenwart anderer aufzuschlagen, obwohl ich in unserem Hause gewiß keinen Spott zu befürchten brauchte. Aber es war bei uns nicht Brauch. Nachträglich merke ich, wie solch konservativer Traditionszwang manchen jungen Menschen hindert. Erst recht mag das in einem Hause sein, wo über das Heilige gespottet wird. Es fehlte in meinem Herzen aber die Kraft eines neuen Motivs. Bei aller naiver und wohl auch echter Frömmigkeit lebte in mir kein lebendiger Glaube, den der Heilige Geist gibt. In der Bibel heißt es einmal, daß der Heilige Geist nur denen gegeben wird, die gehorchen. So blieb ich in jenem spannungsreichen Zustand, daß ich wohl wußte, was Gott von mir wollte, und doch nicht tat, was ich tun sollte. Abends, wenn alles schlief, holte ich mir die große Bibel ins Bett. Aber was las ich dann? Das Buch des Jesus Sirach, jenes moralisierenden Schriftgelehrten, nach Luther »der heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber nützlich und gut zu lesen.«

VI. Im russischen Gymnasium

Ein »Trichter« für Russisch

Dieser Sommer 1911 brachte mir neben der Konfirmation noch eine schwere Aufgabe. Ich mußte in den drei Sommermonaten den Übergang vom deutschen Privatgymnasium in die Unterprima des russischen Gymnasiums schaffen. Da für uns Deutsche eigentlich nur das alte Stadtgymnasium in Frage kam, das streng humanistisch war, mußte ich schon stofflich sehr viel Neues bewältigen. Denn im Gymnasium des Herrn von Eltz wurde der Unterricht im Sinn der deutschen Reformgymnasien erteilt. Ich hatte also in den klassischen Sprachen des Latein und Griechisch einen ziemlich großen Abstand einzuholen. Aber viel schlimmer für mich war, daß ich nun in allen Fächern (außer Religion) in russischer Sprache unterrichtet werden sollte. Das bedeutete nicht nur, daß ich passiv das Russische im Unterricht verstehen mußte, was mir im ganzen nicht schwer fiel, sondern nun auch das Erlernte in russischer Sprache wiedergeben mußte. Diese aktive Sprachübung fehlte mir weithin. Manche Vokabeln fielen mir nicht ein, und auch die russische Grammatik mit ihren Tücken brachte mich oft zu Fall. Meine Sprachkenntnisse reichten also nicht entfernt aus, zumal in den russischen Gymnasien in russischen Aufsätzen sehr hohe Anforderungen gestellt wurden.

Das Stadtgymnasium hatte eine gute, alte Tradition. Es war aus der ältesten Lateinschule aus der Gründungszeit Rigas hervorgegangen, also aus der alten Klosterschule. Später hieß sie die Domschule, in der auch Johann Gottfried Herder einige Jahre lang unterrichtete. Erst im Zuge der Russifizierung in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war auch diese Schule russisch geworden.

Aber noch unterrichteten dort eine Anzahl deutscher Lehrer, und die Zahl der deutschen Schüler war in den oberen Klassen relativ groß.

Der Gedanke an einen Übergang in dieses Gymnasium lag wie ein Alldruck auf mir. Es schien mir ein fast unübersteigbarer Berg, der mich von diesen letzten Schuljahren trennte. In knapp drei Monaten mußte dieser Berg überstiegen werden. Meine Eltern ermutigten mich. Meine Mutter hatte in mütterlichem Stolz immer eine zu große Meinung von meiner Begabung. Sie glaubte, daß mit ein bißchen Fleiß die Sache schon zu machen sei. Meine Redegewandtheit führte oft dazu, daß ich meine Erzieher blendete. Ja, wenn ich hätte deutsch sprechen können bei der strengen Prüfung, so hätte ich mich vielleicht durchschwadroniert. Doch ich wußte besser als Lehrer und Eltern, wie weit meine Begabung reichte. Mathematik machte mir in jeder Form große Not. Da konnte nur wirkliche Büffelei helfen und ein gesunder Menschenverstand, den ich immerhin hatte. So hoffte ich wenigstens. Mein Interesse war allezeit einseitig historisch.

Das Schlimmste aber blieb die russische Sprache. Mit meinem Freund Theo Taube, der im Sommer öfters ein paar Wochen bei uns war, fuhr ich zwar in diesem Sommer jede Woche einmal zu einem alten pensionierten russischen Lehrer, der ein paar Kilometer weiter in Majorenhof seine Sommerfrische hatte. Alle Woche gab er uns einen Hausaufsatz auf. Aber der Erfolg blieb doch sehr bescheiden. Ob mir der alte Mann im Schlafrock mit seinen gichtverkrümmten Fingern bei allem guten Willen viel beigebracht hat, ist mir auch heute noch fraglich.

Umso wichtiger war, daß meine Eltern durch die Vermittlung der Schule einen überdurchschnittlich begabten Oberprimaner für mich als »Trichter« gewannen, wie wir solche Nachhilfslehrer zu nennen pflegten. Dieser junge Lette war wie viele seines Volkes klug und fleißig. Ihm habe ich sehr

viel zu danken. Mit großer Geduld und mit pädagogischem Geschick hat er mich täglich eine reichliche Stunde bearbeitet und mir Tagesaufgaben gestellt. Und so ist in der stillen Laube unseres Gartens manch ein Schweißtropfen dieses heißen Sommers in den Sand gefallen.

Ja, der Sommer 1911 war sehr heiß. Meine geistigen Fähigkeiten wurden durch die Glut der Hitze nicht gerade erhöht. Was half es mir, daß viele meiner Tanten ein tiefes Mitleid mit mir hatten und »der arme Junge«, zu sagen pflegten! Diese Sommerferien, auf die ich mich das ganze Jahr hindurch freute, waren mir kräftig versalzen. Das mag auch den Segen der Konfirmation gehemmt haben.

Nicht bestanden

Nun aber galt es, durch den drohenden Engpaß des Examens zu dringen. Auch wenn ich an die späteren theologischen Examina und das Rigorosum bei Erlangung des Licentiatentitels denke, scheint mir doch dieses das schwerste Examen meines Lebens gewesen zu sein. Und noch nachträglich bin ich froh, daß mir meine sonst labilen Nerven keinen Streich spielten. Tagelang saß ich in der Feuerprobe.

Es ging zuerst alles erfreulich. Latein und Griechisch schloß ich so gut ab, daß ich mich selbst wunderte und hier bei meinen Lehrern für die weitere Zeit einen guten Start bekam. In der Physik sollte ich dem Prüfenden das Parallelogramm der Kräfte aufzeichnen mit der entsprechenden Gleichung. Dabei verwechselte ich irgendwie die Buchstaben und verwirrte die Sache. Kurzum – die Rechnung stimmte nicht! Zu meinem Glück war der Physiker – ein ausgesprochener »Beau« –, auch kein großer Mathematiker, wie sich später herausstellte. Er stand eine Weile prüfend vor der Tafel, fand selber den Fehler nicht heraus und beschloß das Dilemma mit dem Satz: »Nun, ich sehe, sie

haben die Sache verstanden.« Auch um diese Klippe war ich herumgekommen. Selbst in der Mathematik ging es überraschenderweise ganz gut. Der herzensgute russische Lehrer, ein Genie in der Rechenkunst, von dem noch die Rede sein wird, flößte mir offenbar so viel Vertrauen ein, daß ich nicht aufgeregt war. Und das ist bei einer Prüfung schon der halbe Sieg.

Nun aber kam noch die schwerste Klippe. Der russische Sprachlehrer Ossmolowski – eigentlich ein Ukrainer – war zugleich der Ordinarius der Klasse, auf die er ein wenig stolz war und die er auf einer gewissen Höhe zu halten suchte. Das war für mich ungünstig. Dazu kam, daß die russischen Sprachlehrer sich in der Regel berufen fühlten, das national-russische Interesse zu pflegen und an uns Balten, an denen sie in ihrem Fach meist keine große Freude erlebten, umso größere Forderungen zu stellen. Irgendeine Rücksicht des Herzens hatte ich hier nicht zu erwarten. In der mündlichen Prüfung ging es einigermaßen, weil ich auf gewisse Satzbildungen vorbereitet war. Aber beim Klassenaufsatz mußte ich meine mangelnden Fähigkeiten sozusagen objektivieren.

Da half keine Ausrede, weil alles aktenmäßig vorlag. Nun, der Aufsatz muß wohl herzlich schlecht ausgefallen sein, denn zu meinem Entsetzen teilte mir der Lehrer anschließend mit, daß er das Examen nicht als bestanden betrachten könne.

Ich dachte, der Erdboden wanke unter meinen Füßen. Sollte die ganze Plage dieses Sommers umsonst gewesen sein? Ja noch mehr: Ich hatte nicht mit Unrecht das Gefühl, daß meine gesamte Zukunft auf dem Spiel stünde. Wollte ich in Dorpat Theologie studieren, so war die Voraussetzung das russische Abitur, zu dem ich mindestens zwei Jahre auf dem russischen Gymnasium lernen mußte. Wenn ich es hier am Stadtgymnasium nicht schaffte, so waren die Aussichten anderswo erst recht gleich null.

Ossmolowski will's mit mir versuchen

Was war zu tun? Deutlich erkannte ich, daß das der strategische Brückenkopf der russische Lehrer war. Er mußte also um jeden Preis gestürmt werden. Zu diesem letzten Sturmangriff rüstete ich mich, indem ich mich in die Nähe der Tür des Gymnasiums postierte und hier meinem Widersacher auflauerte. Mein Herz klopfte bis oben in die Kehle, als ich ihn die große Freitreppe herunterkommen sah, und ich fühlte: jetzt gilt's! Mit einer tadellosen Verbeugung trat ich auf ihn zu, und in einem tadellosen Russisch fragte ich ihn, ob er mir gestatten würde, ihn einige Schritte zu begleiten. Etwas mürrisch knurrte er seine Zustimmung in den ungepflegten Vollbart. Und nun ging ich einige hundert Schritte an seiner linken Seite und kramte nicht nur mein bestes Russisch heraus, sondern zog auch alle Register der Überredungskunst, um ihm so plausibel wie möglich zu machen, daß er eigentlich gar nicht anders könne, als mich in seine Klasse aufzunehmen. Einige Male suchte er Widerstand zu leisten; er wies darauf hin, daß er nicht willig sei, die Durchschnittsleistung seiner Klasse absinken zu lassen. Meine Leistung sei aber unter dem Durchschnitt. Aber er kam nicht viel zu Wort. Sobald er etwas als Gegengrund angab, suchte ich ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen:

»Totschno tak!« (Sehr richtig!), »Sie haben vollkommen recht, Herr Oberlehrer! Ich verstehe sie völlig! Aber ich bin überzeugt, daß ich Sie nicht enttäuschen werde. Ich schlage Ihnen vor, mich für vierzehn Tage zur Probe in Ihre Klasse aufzunehmen. Sind Sie dann mit mir nicht zufrieden, so sage ich kein Wort mehr und verschwinde stillschweigend von der Bildfläche.« In dieser Tonart ging es eine Viertelstunde lang. Der arme Mann tat mir zuletzt leid. Er war offenbar todmüde von den Prüfungen, und das Ende vom Liede war, daß er mir erschöpft die Hand reichte und sagte:

»Ich will es versuchen.«

Mir war zumute wie einem Sieger beim Marathonlauf. Auch ich war erschöpft, aber das Gefühl der gewonnenen Schlacht beflügelte meine Schritte. Ich mußte an meine liebe Großmutter denken. Sie hat öfters zu mir gesagt: »Hans, du bist der rechte Kalning« (so hieß ein bekannter Rigascher Winkeladvokat), »Du solltest Rechtsanwalt werden.« Ich bin dann aber doch lieber Pastor geworden. Und als Werber für meinen himmlischen Herrn habe ich auch in diesem Beruf die Redekunst ein wenig gebrauchen können, um Menschen für Jesus zu gewinnen. Allerdings erfuhr ich dabei, daß auf dieser Ebene keine menschliche Überredung hilft, sondern es stets nur eine schlichte Saatarbeit ist, zu der Gott selbst die Ernte schenken muß.

Nun, damals war ich am Ziel. Der Endspurt war geschafft. Die Schule begann alsbald, und ich war mir bewußt, daß das erste Semester bis Weihnachten noch höchster Anstrengungen bedurfte, um in dem Sattel, den ich mit so viel Mühe erklommen hatte, nun auch wirklich reiten zu können. Ich muß verraten, daß ich auf dem Weihnachtszeugnis im Russischen ein »Sehr gut« hatte, was mir in meinem ganzen Leben noch nie passiert war. Ossmolowski wurde mein guter Freund. Wir haben uns bis zuletzt gut vertragen, und ich denke dankbar an ihn. Auch sonst ging mir offenbar der Ruf voraus, ein guter Schüler zu sein. Und doch wußte ich selbst am besten, wieviel Zufallstreffer das Examen gebracht hatte.

In der Klasse, in die ich für die letzten zwei Jahre bis zum Abitur eintrat, waren wir rund fünfundzwanzig Schüler, darunter die Mehrzahl Deutsche. Zu ihnen kamen zwei bis drei Letten, zwei Polen, zwei Russen, zwei Juden, ein Litauer und ein Schwede. Das war so etwa der Durchschnitt der bunten Bevölkerung meiner Heimatstadt. Ich lebte mich sehr bald ein und war mit den meisten gut Freund. Natürlich hielten wir Deutschen am stärksten zusammen. An irgendwelche ernste Konflikte unter uns kann ich mich

nicht erinnern. Prügeleien kamen überhaupt nicht vor, zumal unter den Mitschülern erwachsene Leute waren mit erheblichem Schnurrbart. Das kam wie gesagt daher, daß in Rußland kein Schulzwang bestand und manche Kinder erst mit neun und zehn Jahren die Vorschule begannen.



Als russischer Gymnasiast

Abdullah und andere Lehrer

Gegenüber dieser bunten »Klassengesellschaft« stand eine nicht weniger bunte Lehrerschaft. Das größte Original unter ihnen war der alte Inspektor Dannenberg, von den Schülern allgemein Abdullah genannt. Abdullah war der Typus eines alten deutschen Professors. Gelehrt bis in die Fingerspitzen, aber stets etwas verträumt; gutherzig, aber ein wenig weltfremd. Er kannte die Ruinen von Troja und war mit Professor Dörpfeld, dem Nachfolger Schliemanns, befreundet gewesen. Seine Doktorarbeit hatte er über den Schild des Achill gemacht. Nach Eutin in Holstein war er gereist, um wenigstens die Bank zu sehen, auf der Voß gesessen, als er den Homer übersetzte. Über Abdullahs Zerstretheit gingen manche Anekdoten von Mund zu Mund. So sei er einmal, in einem Buche lesend, aus dem Gymnasium getreten und hätte einer leeren Droschke, die gerade vorüberfuhr, gewunken. Die Droschke hielt, aber Abdullah war so in sein Buch versunken, daß er stehen blieb und vergaß, in die Droschke zu steigen. Der Kutscher fuhr kopfschüttelnd weg. Doch jener soll es nicht gemerkt haben, sondern, ohne den Blick vom Buch zu wenden, den Fuß in die imaginäre Droschke gehoben haben. Dabei sei er ein wenig gestolpert und habe sich erschrocken umgesehen, weil das Vehikel plötzlich unsichtbar geworden war. Ich halte diese Geschichte für durchaus möglich. Manchmal sah ich unseren alten Inspektor im Korridor mit einem Stoß Hefte unter dem linken Arm und in der Rechten die aus der Tasche gezogene Uhr. So war er stehengeblieben und schaute an der Uhr vorüber, offenbar in ein anderes Problem vertieft.

Eine andere Szene erlebte ich während des Griechisch-Unterrichts in der Klasse. Da Dannenberg kurzsichtig und auch etwas schwerhörig war, setzte er sich in die erste Bankreihe mit dem Gesicht zu den Schülern. Während des Unterrichts hörte er in der rechten Ecke der ersten Bankreihe

ein vernehmliches Schwatzen. Dort saß gewöhnlich der jüdische Schüler Joseph Meier, ein vorbildlicher, begabter Schüler. Ohne sich umzuwenden hielt nun Abdullah Meier eine Standpauke:

»Meier,« sagte er in seinem recht fragwürdigen Russisch, »wenn das so weitergeht, werde ich Ihnen im nächsten Zeugnis kein Sehr gut mehr geben können«. Als er merkte, daß die Klasse kaum ihr Lachen unterdrücken konnte, fragte er:

»Was lachen Sie denn?« und schaute sich nach Meier um. Aber Meier war abwesend, und an seiner Stelle stand Ali Korff, dessen Leistungen nicht ganz so glanzvoll waren wie die Meiers.

»Aber wo ist denn Meier?« fragte der alte Inspektor.

»Meier ist krank, Herr Inspektor, Sie haben vorhin seinen Namen in das Klassenbuch eingetragen.«

»Nun, was ich Meier sagte, gilt Ihnen, Korff, setzen Sie sich.« Und der alte gutmütige Mann sagte zu uns: »Sie waren ganz im Recht zu lachen. Aber nun machen wir weiter.«

Wir liebten den alten Abdullah sehr, der uns an seiner hohen Gelehrsamkeit teil gab. Als er Oberstudiendirektor des Gymnasiums wurde, war ein allgemeiner Jubel. Leider überforderte ihn das Amt, und eines Morgens starb er unerwartet am Herzschlag. An seinem Grabe habe ich im Namen der Klasse meine erste öffentliche Rede gehalten. Sie war kurz, kam aber von Herzen.

Dankbar gedenke ich auch meines letzten Religionslehrers Pastor Zink. Einen ganzen Winter hindurch gab er mir in früher Morgenstunde in seiner Wohnung allein Unterricht in der hebräischen Sprache. Allzuviel lernte ich allerdings nicht, denn ich wußte den vielseitig gebildeten Mann auf allerhand andere Themen zu locken. Philosophie und Dogmatik, die sexuelle Frage und die Politik haben wir angeschnitten. Und auf alles wußte er interessant einzugehen. Ich höre noch die flüsternde Stimme des etwas leberkrank

aussehenden kurzhalssigen Mannes, der sein reiches Wissen so gern auf uns Schüler übertrug. Sein interessanter kirchengeschichtlicher Unterricht war ergänzt durch eine Einführung in die Kunstgeschichte. Dazu wußte er uns über wesentliche Entwicklungen in der Frage der deutschen Gegenwartsgeschichte Lichter aufzustecken.

Und dann unser Lateinlehrer Roderich Walter! Er war Jungeselle und galt bei uns Schülern als Lebemann. Obgleich Vollblutdeutscher, sprach er ein tadelloses Russisch, war ein guter Lateiner und unterrichtete glänzend. Wer wollte, konnte bei ihm viel lernen. Bescheidenheit war nicht seine starke Seite, aber uns Primaner wußte er in Zucht zu halten. Unter ihm habe ich die schon genannte lateinische Aufführung der »Kriegsgefangenen« des Plautus erlebt. Seitdem hatten wir ein herzliches freundschaftliches Verhältnis. Daß es dazu kommen würde, hätte ich anfangs nicht gedacht, denn gleich in den ersten Wochen meiner Teilnahme in der Klasse gab es einen sehr scharfen Zusammenstoß, an den ich nicht gern zurückdenke. Bei einer Klassenarbeit, in der der lateinische Text ins Russische übersetzt werden mußte, fehlte mir ein russischer Ausdruck. Da ich ihn deutsch hätte wiedergeben können, meinte ich das Recht zu haben, meinen russischen Nachbarn nach dem betreffenden Ausdruck zu fragen. Walter hatte das bemerkt und rief mich an. Ich schwieg und wartete, bis er auf seiner Wanderung durch die Klasse an das andere Ende gelangt war und wiederholte meine Frage. Darauf hatte der schlaue Mann wohl nur gewartet. Denn nun rauschte ein furchtbares Donnerwetter auf mich nieder. Er zog gleich die schärfsten Register: Ich hätte hier als Neuling in der Klasse allen Grund, mich vorsichtig zu benehmen! Er lege keinen besonderen Wert auf meine Mitarbeit! Solche und ähnliche Volltreffer hagelten auf mein Haupt. Ich empfand dieses Fortissimo als unberechtigt, hielt aber den Mund und vermied, den Löwen noch mehr zu reizen. Schmollend setzte

ich mich rechts herum, kehrte so der ganzen Klasse den Rücken und schrieb meine Arbeit mit der Wut des Gekränkten. Eine Woche später bekamen wir die Arbeiten zurück. Wieder wandte sich Walter zuerst an mich und fragte streng: »Brandenburg, haben Sie diese Arbeit schon früher einmal geschrieben?« Was wollte er schon wieder von mir? dachte ich, verneinte aber die Frage aufrichtig. Es stellte sich heraus, daß ich die beste Arbeit geschrieben hatte. Wenn jemand wissen will, wie das Gefühl des Triumphes schmeckt, dann versetze er sich in meine Lage. Ich bin überzeugt, daß meine kochende Wut in der vorigen Stunde mich zu besonderen Krafterleistungen aufgestachelte hatte, denn später ist mir Ähnliches nicht mehr gelungen. Zwischen Walter und mir ist es dann zu einem guten Verhältnis gekommen.

Auch die übrigen Lehrer lernte ich schätzen. Der Deutschlehrer Löffler legte uns trotz seiner silberweißen Haare und seines gepflegten weißen Barts mit der Begeisterung eines Jünglings den Parzival aus! Nach Abdullahs Tod wurde Oberlehrer Kestner unser Griechischlehrer, bei dem wir die Dramen des Sophokles lasen, was eine helle Freude war. Den Geschichtsunterricht hatten wir bei Oberlehrer Köhler, dessen deutsche Gesinnung durch den in russischer Sprache vorgetragenen Stoff hindurchklang. Tscheljustkin, der gleiche Lehrer, der meine Gleichung von dem Parallelogramm der Kräfte bei der Prüfung nicht zu korrigieren vermochte, gab uns Physikunterricht. Seine Lehreruniform – eine solche mußten die Lehrer am russischen Gymnasium tragen! – war auf Taille gearbeitet. Wir meinten daher, er trüge ein Korsett. Seine Experimente mißglückten häufig. Aber seine gleichbleibende Ruhe tat uns wohl.

Unangenehm war mir der Zwang, die häßliche Schüleruniform tragen zu müssen: schwarze Hose und schwarze Litvka, dazu Gürtel mit Koppelschloß. Der graue lange Mantel mit blanken Knöpfen, dazu eine Schirmmütze, die hell-

grau gepaspelt war, erinnerten an Nachtwächter. Nikolaus I (1825–1855), der Schwiegersohn der Königin Luise von Preußen, hätte am liebsten sein ganzes Volk in Uniformen gesteckt. Auf ihn ging offenbar die Vorschrift zurück, daß alle Schüler uniformiert sein sollten. Mir ging das heftig gegen den Strich. Kaum war ich von der Schule zu Hause, zog ich den unbeliebten Rock aus und kleidete mich in Zivil. Auf der Straße mußte ich mich sehr in acht nehmen, daß ich keinem meiner Lehrer begegnete. An einer Strafe hätte es sonst nicht gefehlt. Sah ich in der Ferne einen Lehrer nahen, so verschwand ich schnell in einem Hausflur oder in einer Querstraße.

So gut die Kameradschaft unter den Mitschülern war und so friedlich das Verhältnis mit den Lehrern blieb, so waren diese beiden letzten Schuljahre für mich doch sehr anstrengend. Ich war mir trotz meines guten Starts keineswegs gewiß, daß ich das russische Abitur einigermaßen schaffen würde. Es gelang mir auch nicht, mich auf der anfänglichen Höhe zu halten. Die Kenntnis und Übung der russischen Sprache blieb ohne Zweifel nicht ausreichend. Ich mußte viel russische Literatur nachholen und saß oft bis in die Nacht hinein in dem alten bequemen Lehnstuhl, in den mich einst meine Mutter nach meiner Geburt betten ließ und den ich nun für mein schönes, helles Zimmer geerbt hatte, und las Turgenjew, Tolstoi und andere russische Schriftsteller. Das machte mir Freude, aber es fehlte dennoch die Praxis der russischen Konversation.

Der Ausgleich zu der ermüdenden russischen Schularbeit war immer wieder unser schönes Zuhause und das glückliche Familienleben. Das Theater und die harmlosen Tanzgesellschaften, von denen ich schon erzählte, blieben weitere Gelegenheiten zur Entspannung. Als auf dem Gymnasium ein großer Schulball gefeiert wurde, schlug man mich einstimmig zum Tanzvorsteher vor. Heute erscheint mir das alles komisch, ja lächerlich, aber damals war ich nicht ohne

Stolz. Beim Tanz in der Aula war allerdings ein solches Gedränge, daß ich trotz meiner lauten Stimme mit den Tanzkommandos nicht ganz durchdrang. Da kam mir ein junger Pole in der Liebenswürdigkeit seines Volkes kameradschaftlich zu Hilfe. Ja, wo sind die Zeiten geblieben!

Eine zweite Sommerreise

Der Sommer 1912 brachte dann noch einmal eine wunderschöne Sommerreise, ähnlich der des Jahres 1909. Wieder ging es zuerst nach Berlin und dann nach Leipzig. Aber dann fuhren wir durchs Thüringer Land über Meiningen in das liebeliche Frankenland. Wir wollten Rothenburg ob der Tauber kennenlernen, von dessen idyllischer Romantik wir hatten erzählen hören. Die wenigen Tage in dieser alten Reichsstadt gehören zu den schönsten Erinnerungen unserer Reisen. Noch gab es keine Fremdenindustrie und keinen Ansturm von Autoschlangen und Ausflugsbussen. Alles lag still und verträumt da, als wäre das letzte Jahrhundert nicht gewesen. Wir gingen einsam durch die Straßen, die noch nicht gepflastert, sondern beschottert waren, und wurden als Fremde recht honoriert. Ich hatte mir schon vorher einen Stadtplan verschafft, stand am ersten Morgen mit den Hühnern auf und verließ still den Gasthof »Zum goldenen Hirsch«, in dem wir logierten. Anhand des Planes wollte ich die wichtigsten Sehenswürdigkeiten und die Wege zu ihnen kennenlernen, um dann die Eltern und Geschwister zu führen. Als ich im Schatten des alten Renaissance-Rathauses über den Marktplatz ging, bekam ich einen heftigen Stoß gegen den Kopf, so daß ich mich gleich in Kampfposur umdrehte. Ich sah aber niemand. Vertieft in meinen Stadtführer, war ich mit dem Kopf an das Brunnenrohr des schönen alten St. Georgsbrunnens vor der Apotheke gestoßen. Nun, ich rieb mir die Stirn und ging des Weges weiter. Her-

nach war ich stolz, den Meinen die »mir bekannte« alte Stadt zu zeigen. Was waren das für wunderbare zwei Tage! Am Blutaltar entdeckten wir die Kunst Tilmann Riemenschneiders, der seitdem bei uns allen einen Ehrenplatz hatte. Die Linden blühten in den Straßen und verbreiteten bei dem sonnigen Wetter einen köstlichen Duft. Auch unsere Heimatstadt Riga war reich an prächtigen Lindenalleen. Aber zur Zeit der Lindenblüte waren wir allemal in den Kiefernwäldern des Strandes. So entdeckte ich den schönen Duft erst in Rothenburg. Und jedesmal, wenn im Sommer die Linden blühen, wacht die Erinnerung an die schöne Stadt ob der Tauber wieder auf.

Von Rothenburg fuhren wir über Crailsheim nach Stuttgart. Ich ahnte natürlich nicht, daß das Schwabenland einst meine neue Heimat werden würde. Nur einige Stunden hielten wir uns in der schönen württembergischen Landeshauptstadt auf. Mit einer Pferdedroschke fuhren wir über den alten Kanonenweg mit dem prachtvollen Blick ins Stuttgarter Tal. Noch stand das alte Rathaus, und wir freuten uns an dem mittelalterlichen Kern der Stadt, der später im zweiten Weltkrieg in Trümmer sank. Abends waren wir schon in Triberg, wo wir nur eine Nacht blieben, um Zeit zu haben, den wundervollen Wasserfall zu bewundern. Die interessante Schwarzwaldbahn brachte uns ins Rheintal, und Stunden später standen wir vor dem Freiburger Münster und freuten uns an dem zierlichen roten Sandsteinturm. Wie schön war Deutschland! Und wieder merkte ich, daß hier alles »wie in Büchern« war.

Das galt aber nun auch von der Schweiz. Wieder waren wir eine Woche in Gersau am geliebten Vierwaldstätter See. Diesmal hatte ich Gelegenheit, mit meinem Bruder die Tellspiele in Altdorf zu besuchen. Auf der Rückfahrt auf dem Dampfer von Flüelen erlebten wir einen tollen Föhnsturm, der im Urner See noch immer kräftig tobt wie zu Tells Zeiten. Die Brandung war so stark, daß der Dampfer in

Brunnen nicht landen konnte. Und in Gersau blies der Wind die Kaffeetassen vom Tisch. Das war doch wieder mal etwas Neues! Aber es sollte noch mehr kommen. Mein Vater mietete eine Postkutsche, mit der wir von Andermatt über den Klausenpaß nach Lindttal fuhren. Es war eine prachtvolle Fahrt. Fünf Pferde vor der großen gelben Kutsche – und ich saß oben auf dem Bock neben dem »Schwager«. Solch eine Fahrt war doch noch genußreicher als im stinkenden Bezin-auto. Und der Blick von meiner Höhe in die tiefen Täler und auf die zackigen Höhen – ich kam mir vor wie der »Tauge-nichts« Eichendorffs auf seiner Italienreise.

In Glarus bewunderten wir den Glärnisch, und dann ging es im Zuge längs dem malerischen Walensee und an der hochgelegenen Burg von Sarganz nach Bad Ragaz. Unsere Mutter hatte von der eindrucksvollen Schönheit der Taminaschlucht gehört, und alle unsere Erwartungen wurden weit übertroffen. Zur Nacht waren wir schon im »Steinbock« in Chur. Doch hielten wir uns hier nicht lange auf, denn unser Ziel war die Via mala bei Thusis. Noch war diese furchterregende Schlucht nicht durch moderne Straßen und Tunnelbauten ihrer Romantik beraubt. Nur schwer konnten wir uns von dieser Via mala, die für uns eine Via bella war, trennen. Und dann führte uns die Albulabahn ins Engadin. Die riesigen Viadukte, die geheimnisvollen Kehrtunnel dieser erst vor kurzem eröffneten neuen Bahnstrecke begeisterten uns. In St. Moritz wanderten wir zu Fuß nach Pontresina und fuhren am nächsten Tag mit der Pferdroschke über Campfer, Silvaplana und Sils Maria bis nach Maloja – ja, es ging sogar ins Bergell hinunter bis nach Casaccia. Im Gasthaus, wo wir uns erquickten, erschienen mir die dunklen Italienerköpfe wie lauter Briganti, und es waren gewiß harmlose Landleute und Waldarbeiter.

Niemand kann es ermessen, was es für uns Menschen aus dem Baltenlande bedeutete, all diese Bergeschönheit mit ihren Seen und Blumen, ihren Lärchenwäldern und Glet-

schern mit eigenen Augen zu sehen. »Trinkt, Augen, was die Wimper hält, vom goldnen Überfluß der Welt« – so klang es mit den Worten Conrad Ferdinand Meyers in uns. Auf der Rückreise besuchten wir noch in Zürich das reiche Landesmuseum. Heimgekehrt zehrten wir noch lange von diesen reichen Wochen.

War man dann nach einer solchen Reise wieder zu Hause, so warteten die schönen Bücher und viel fröhlicher Verkehr mit den Altersgenossen. Was hatten wir viel zu erzählen von allem Erlebten! Zur Literatur kam jetzt auch die Kunstgeschichte. Die schönsten Veröffentlichungen aus dem Inselverlag lagen auf meinem Schreibtisch, und die neuesten »Bücher der Rose« aus dem Langewiesche-Verlag zu besitzen, gehörte zu meinen höchsten Wünschen. Auch darin blieb ich ein junger Balte, daß die Reise mit all dem Schönen mich ermutigte, je und dann den Pegasus zu besteigen. Zum Glück für die Welt blieben meine poetischen Erzeugnisse unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

Die Reifeprüfung

Aber schon zog am Horizont ein neues Gewitter auf. Im Frühjahr 1913 sollte die letzte Großschlacht der Schule, das Abitur, geschlagen werden. Das russische Abitur unterschied sich von dem in Deutschland durch seine quantitative Ausdehnung und qualitative Gründlichkeit. Eine Menge schriftlicher Klausurarbeiten gingen voran. Eine Befreiung vom Mündlichen gab es auch nicht für den besten Schüler. Die endlose Zahl mündlicher Prüfungen zog sich durch viele Wochen hindurch, so daß das ganze Examen monatelang dauerte. Kaum war ein Berg überstiegen, so drohte in der Ferne schon ein neuer Gipfel. Um mich ungestört auf die nächste Prüfung vorbereiten zu können, ging ich tagsüber zu unserer Großmutter in ihr großes, stilles

Haus am Weidendamm. Hier konnte ich bis spät in den Abend hinein bei einem Glase Tee mein Gedächtnis üben und mich zum nächsten Kampftag rüsten. Aber noch schöner fast war es, wenn ich auf einen Tag nach Thorensberg zu Baron Tiesenhausen fuhr. Sein Sohn, mit dem ich befreundet war, war der beste Schüler der Klasse. In Petersburg aufgewachsen, sprach er ein ausgezeichnetes Russisch und Französisch. Mathematik und Sprachen machten ihm keinerlei Schwierigkeiten. Er bekam im Abitur in allen Fächern ein »Sehr gut«. Dafür gab es im russischen Gymnasium eine goldene Medaille. Und die Träger dieser seltenen Auszeichnung wurden mit goldenen Buchstaben in eine Marmortafel gemeißelt, die in der Aula an der Wand hing – ein Zeichen, wie Titel und Orden von jung auf im zaristischen Rußland eine große Rolle spielten. Mit Woldemar Tiesenhausen im Garten für's Examen zu pauken, war ein reines Vergnügen, und ich danke ihm bis heute für seine gute Kameradschaft.

Meine russische Klausurarbeit brachte mir dennoch nur eine knappe Drei, und nur weil ich ein »Sehr gut« auf dem Übergangszeugnis gehabt hatte, langte es zu einem »Gut« beim Abgangszeugnis. Ähnlich ging es mir in der Mathematik. Ich mußte in der Stereometrie den Inhalt eines Körpers berechnen, der in dreieckiger Form um eine Achse schwang (wozu mußte ich das eigentlich wissen?). Ich hatte alles brav und ordentlich ausgerechnet, habe aber dann dummerweise den Hohlraum, der sich bildete, nicht abgezogen, sondern zuaddiert. Natürlich gab es ein falsches Resultat. Und ich sehe noch die traurigen Augen meines väterlichen russischen Mathematiklehrers Sljotow, als ich ihm meine Arbeit überreichte und er das falsche Resultat sah. Dennoch gab er mir ein »Gut«, so daß auf meinem Reifezeugnis nur »Sehr gut« und »Gut« stand. Mit einem »Sehr gut« mehr hätte es zu einer silbernen Medaille gereicht, die freilich auf keiner Mamortafel verzeichnet wurde. Wäre ich nicht so übermü-

det gewesen, hätte ich im Französischen nicht zuletzt noch eine saudumme Antwort gegeben. Dann wäre das fehlende »Sehr gut« eingetreten. Es war wohl Gottes Güte, die meinen kindischen Ehrgeiz dämpfte.

Die letzte mündliche Prüfung war Latein. Als diese letzte Schranke durchschritten war und ich die Tür der Aula hinter mir geschlossen hatte, ergriff ich meine lateinische Grammatik und warf sie jauchzend etwa fünf Meter in die Höhe, so daß ihre losen Blätter gleich einem Schneefall auf die großen Stufen der Freitreppe fielen. Das Bewußtsein, den Kampf siegreich beschlossen zu haben und die russische Schule endgültig zu verlassen, drängte alle Wehmut über die Trennung von den guten Kameraden zurück. Ich fuhr an den Strand und habe den Sommer 1913 als letzten im Elternhaus noch einmal genossen.

Als der russische Direktor des Gymnasiums uns Abiturienten die Resultate unseres edlen Männerschweißes verkündete, erinnerte er daran, daß wir das dreihundertjährige Jubiläum der Dynastie Romanow in diesem Jahre feierten. Darum sollte in diesem Jahr keiner beim Examen durchfallen – ein Zeichen für die Weitherzigkeit des Nationalrussen. »Schirokaja natura« – breit angelegte Natur – nennt das der Russe. Von Pedanterie jedenfalls keine Spur. Ich freute mich für einige hoffnungslose Fälle unter meinen Klassenkameraden.

Im Jahre 1613 hatte der erste Romanow den Großfürstenthron in Moskau bestiegen. Inzwischen war allerdings die Romanowlinie längst ausgestorben. Schon im achtzehnten Jahrhundert wurde ein deutscher Herzog von Holstein-Gottorp, der eine Romanowtochter geheiratet hatte, Zar von Rußland. Im letzten Jahrhundert hatten sämtliche Zaren deutsche Prinzessinnen geheiratet – ausgenommen Alexander III., der Vater des letzten unglücklichen Kaisers, der die Prinzessin Dagmar von Dänemark heiratete. Es war also ein deutsches Fürstenhaus, das über die vielen Völker des

Zarenreiches herrschte. Und wer dachte damals daran, daß in wenigen Jahren die letzte kaiserliche Familie ein furchtbares Ende nehmen würde!

Neue Horizonte

Auch bei uns in der Familie lag über diesem Sommer etwas wie eine bange Erwartung des Kommenden. Bei meinem Vater zeigten sich jetzt öfters gewisse Symptome, an denen meine Mutter die bange Sorge nährte, daß er lebensgefährlich erkrankt sei. Gottlob hat sich das ein Jahr später bei der notwendig gewordenen Operation nicht bestätigt. Aber auch abgesehen von dieser Sorge konnte ich nicht unbeschwert dem Neuen entgegensehen. Daß ich Theologie in Dorpat studieren würde, stand mir freilich fest. Aber wie das alles gehen sollte, war mir durchaus unklar. Eine theologische Tradition gab es in unserer Familie nicht. Ich kannte keinen theologischen Berater, wußte nichts von der einschlägigen Literatur, hatte auch mein hebräisches Sprachexamen nicht gemacht. Mir fehlte es an voller Freude. Die Frage war berechtigt: Warum wollte ich Theologie studieren? Nun lag freilich jenes Berufungserlebnis unter der Predigt von Propst Bernewitz im Sommer 1910 in meinem Gedächtnis. Aber wenn ich antworten sollte, was mich zur Theologie geführt hat, so müßte ich sagen: Wie ein Lungenkranker Medizin studieren wollte in der Absicht, sich selber zu kurieren, so ging es mir auch. Ich wußte gut, was mir fehlte, und konnte es doch nicht recht in Worte fassen. Ich habe wohl erst viel später erkannt, daß es der persönliche Glaube war, den ich entbehrte. Ich war auf meine Weise freilich ehrlich fromm wie ein Kind, war überhaupt mit meinen achtzehn Jahren noch recht unreif. Am liebsten wäre ich im Elternhaus geblieben. Aber ich mußte loskommen von der Mutter Schürze. Anderthalb Jahre später

griff Gott kräftig ein. Ich wurde für Jahre vom Elternhaus und von der geliebten baltischen Heimat getrennt. Darüber habe ich in meinen Lebenserinnerungen ausführlich erzählt.*

Gewiß war ich im Elternhaus zu sehr verwöhnt, in der Schule erfolgreich, bei meinen zahlreichen Freunden und Freundinnen beliebt. Eine eigentliche Probe hatte ich noch nicht bestanden. Das sollte in den nächsten Jahren kräftig nachgeholt werden. Aber es war eine glückliche Kindheit! Las ich in der Zeitung von Feuerschäden, Einbrüchen oder ähnlichen Vorfällen, so wunderte ich mich, daß wir davon alle die Jahre hindurch nichts erlebten.

Hatte Gott uns bewahrt? Ich meinte, diese Frage bejahen zu müssen, und war dankbar. Aber in die Tiefe ging diese Überlegung nicht. Noch lebte ich in einer kindlichen Oberflächlichkeit, wenn auch je und dann eine gehörte Predigt mich zu guten Vorsätzen veranlaßte. An der »vorlaufenden Gnade«, wie die alten Theologen sich ausdrückten, hat es in meiner Kindheit gewiß nicht gefehlt. Viel später las ich einmal die Lebenserinnerungen von Dr. Georg Michaelis, einem der letzten Reichskanzler aus der Zeit Wilhelms II. Michaelis, der mir später ein väterlicher Freund wurde, erzählt da, wie er in Liegnitz als stellvertretender Regierungspräsident zum lebendigen Glauben kam: »Im Anschluß an eine Evangelisation kamen wir zu klarer Erkenntnis des göttlichen Willens und zu freudiger Bejahung des für richtig Erkannten und zur festen Stellungnahme in unserem Leben.« Von dem, was hier ein reifer Mann in preußisch-knappem Stil bekannte, war ich im Jahre 1913 mit meinen achtzehn Jahren noch sehr weit entfernt. Gott mußte kräftigere Register ziehen, bis ich gehorsam wurde und mich ihm überließ.

* »Gott begegnete mir«, R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Ein Rückblick in die so ferne gerückte Kinderzeit ist im hohen Alter wie ein Gang ins Traumland. War das tatsächlich einst hautnahe Wirklichkeit? Dadurch, daß unser Baltenland und die alte Hansestadt Riga, die ich seit 1938 nie mehr sah, heute ein Teil der Sowjetunion sind, ist für mich all das noch viel ferner gerückt. Was ist seit 1913 alles geschehen! In langen Wanderjahren führte mich das Lebenskreuz und quer durch Deutschland. Berlin und Bielefeld, Lübeck und das Schwabenland – überall habe ich mich einrichten und einleben müssen und überall blieben dankbare Erinnerungen hängen, zumal seit ich Frau und Kinder hatte. Alles trug dazu bei, daß die alte Heimat zu versinken drohte. Von allen Gliedern unserer engeren Familie bin ich der Letzte. Die wenigen Verwandten gehören schon der nächsten Generation an. Ein paar alte Freunde, die noch am Leben sind, wohnen in der Ferne. Das letzte Drittel meines Erdenlebens lebe ich in dem mir lieb gewordenen Korntal inmitten des Schwabenlandes. Und überall fand ich »gute Freunde und getreue Nachbarn«, die nach Luthers Worten im Kleinen Katechismus zum »täglichen Brot« gehören. Und doch bleibe ich im Herzen ein deutscher Balte vom Dünstrand, der im Rückblick nur sagen kann:

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht,
was er dir Gutes getan hat!

Vom gleichen Verfasser:

Gott begegnet mir

Autobiographie

184 Seiten, AbCteam Bd. 88, Paperback

Wie ein Mensch wird, wie ein Christ wird, wie sich Reifungsprozesse vollziehen, Richtungen bestätigt und korrigiert werden – dieser Rückblick auf ein halbes Jahrhundert verrät mehr von dem Geheimnis des Lebens als die beste Theorie. In komischen und tragischen Episoden rollt Hans Brandenburg den Faden dieser Jahre ab. Selbstkritisch, oft erstaunt über die Folgen frei- und unfreiwilliger Entscheidungen und unverhoffte Chancen beschreibt er die Studentenzeit, die er zum Teil als Mitternachtsmissionar in Berliner Bahnhofsviertel und mit blauer Schürze in den Betheler Anstalten verbrachte; die Lübecker und spätere Berliner Zeit, die nicht nur nebenbei Gefangenen und Prostituierten gewidmet war; Gefangenschaft, die seine Predigt weiterformte, Seelsorge- und Evangelisten dienst, die den langjährigen Leiter des Missionswerks »Licht im Osten« bis heute beanspruchen. Beim Rückblick überkommt ihn der Humor, der die Lektüre zu einem kleinen Vergnügen macht. – Daß soziales Engagement keine moderne Erfindung ist, zeigt die Autobiographie dieses engagierten Christen nebenbei.

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

Vom gleichen Verfasser:

Christen im Schatten der Macht

Die Geschichte des Stundismus in Rußland

208 Seiten, Paperback, 2. Auflage

Dieses Buch beschreibt die russische Erweckung im 19. Jahrhundert, ihre Vorläufer und Folgeerscheinungen bis heute.

Dieses Buch schlägt die Brücken zu einem Volk, das persönliche Freiheit kaum kennt. Zaren, Metropoliten und Bolschewisten bekämpften biblisches Christentum mit allen Mitteln der Macht. Doch sie unterschätzten die Missions- und Leidensbereitschaft der bekehrten Russen. Unter Verfolgung und Verbannung reiften erstaunliche Christen heran. Namen und Schicksale der wenigen, die bekannt wurden und über die Hans Brandenburg hier berichtet, wird man so leicht nicht vergessen.

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

Nelly Marcinkowski

Wenn's aus blauem Himmel regnet

Mein Leben mit Wladimir Ph.

Marcinkowski

160 Seiten, ABCteam Bd. 622, gebunden

Wie aus der Kaiserswerther Diakonisse Nelly Schuhmacher, einer Lehrerin an der Schule für arabische Mädchen in Jerusalem, Nelly Marcinkowski wurde, wie es zur Ehe mit Wladimir Philipowitsch und zum ruhelosen Wanderleben zwischen Palästina, Wolhynien, England, Deutschland und der Schweiz kam, diese Geschichte hat eine erstaunliche Vorgeschichte, über die hierzulande wenig bekannt ist: die Siedlung deutscher Auswanderer in Haifa als Gründung der deutschen Tempelgesellschaft. Hier erlebte Nelly eine im Sinne des Wortes sonnige Kindheit; hierhin zieht sich das im evangelistischen Dienst besonders an der akademischen Jugend alt gewordene Paar zurück; hier lebt sie noch, die dieses Buch als ein Lob Gottes schreibt – als Dank für das Glück eines Lebens unter seiner Führung.

R. BROCKHAUS VERLAG
WUPPERTAL